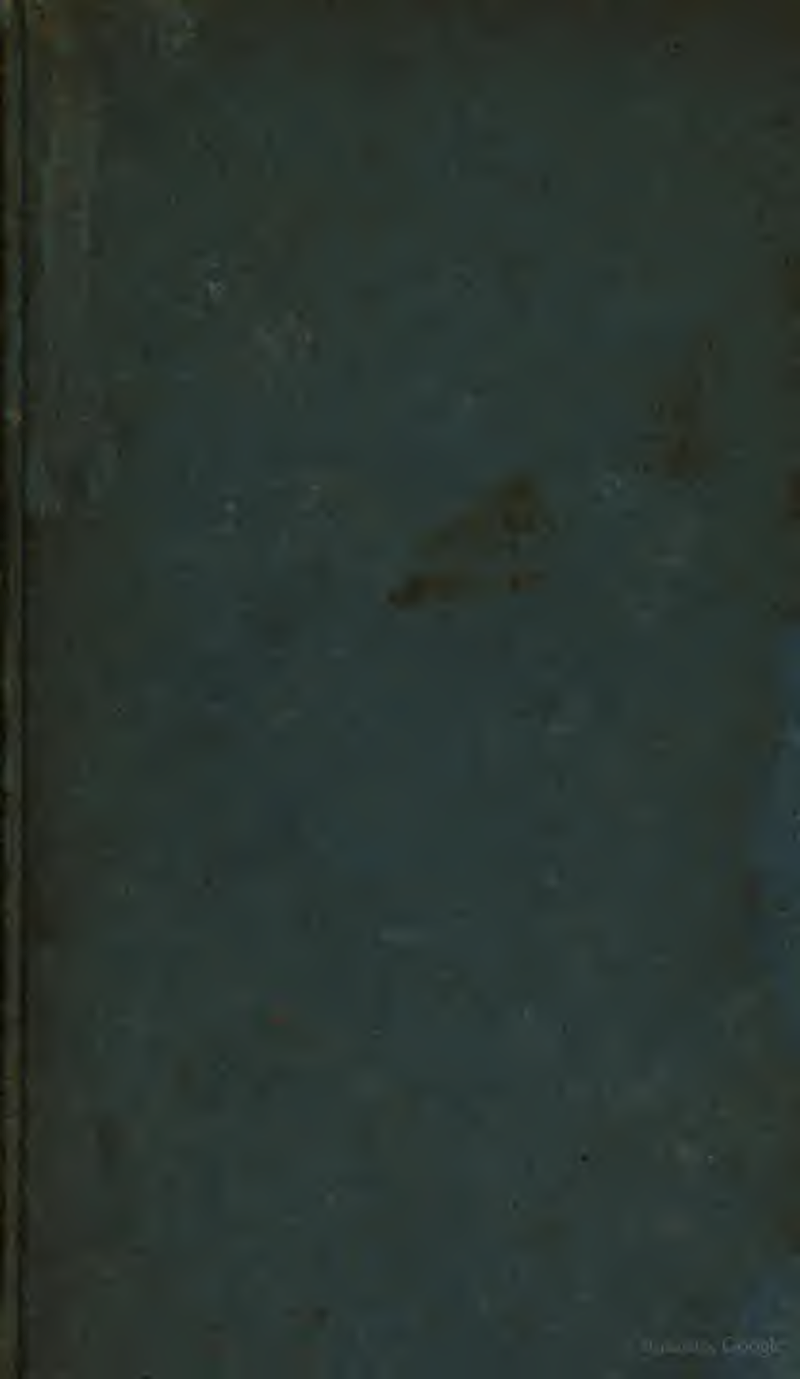






Briefe

an Freunde

von

E. M. Arndt.

Altona,
bei Joh. Friedr. Hammerich.
1810.

I.

Briefe,

geschrieben an F. A. M.

im Jahr 1805.

Erster Brief.

Dein letzter Brief, mein Bruder, und was mir B. mündlich von Dir erzählt hat, haben mir eben kein frohes Blut machen können. Alles so verschwärzt und verwandelt, was jüngst noch so hell und frisch war? ein so reiches Gemüth in Armuth und Verzagtheit vergehend? eine solche Jugend, von der ich glaubte, sie werde ewig grünen und blühen, frierend und alternd? O, mein Bruder! wir träumten uns solche Loose nicht. Du kennst mich, ich bin kein Stein, aber auch keine Welle — meine Brust kann brechen, aber meine Augen rinnen nur über, wann ich gewaltige Männer weinen sehe; ich will Dir es sagen, ich habe heiße Thränen geweint über die Vergänglichkeit des Schönen und über die Nichtigkeit dieser Zeit. Muß die fürchterliche denn alles zusammenführen, um

Männer zu zerschmettern, die Kraft für ein Jahrhundert und Jugend für die Unsterblichkeit in sich fühlten? muß ich zu dem großen Leide, das mein Volk und mich belastet, noch die süßen Erquickungen meiner Freunde, alle ihre fliegenden Worte und Hoffnungen entbehren, die den Beladenen so oft erleichterten und den Bestäubten erfrischten? Ich habe Dich gesehen, Dich gesehen im Wachen und im Träumen, Dich warm an mein wärmstes Herz, Dich innig in meine innigste Seele gedrückt — wie oft und wie glücklich! Du weißt es. Aber nie habe ich Dich so viel gesehen und gefühlt, als in diesen Tagen: doch nicht immer traurig, mein Bruder, und noch nie verzweifelnd; ich sage es, Dich und mich zu trösten. Wollte es schwarz werden vor meinem Blicke, stiegen die Wolkenbilder Deines Briefes, die Geschichten unsrer gemeinschaftlichen Freunde von Dir vor mir auf, so erschien der gute und schöne Geist unsrer früheren Gemeinschaft, und ich sah nicht den lahmen und verzagten, nicht den verwirrten und befangenen M.; nein, ich sah den tapfern und redlichen Jüngling, dem aus Thränen Begeisterung und aus Milde Kraft blühte. Ich sah Dich mit Freuden, wie Du warest, wie Du wieder seyn sollst. Weißt Du nicht mehr — ich muß Dich wohl erinnern, was Du bist, denn was Du

warst, kann kein Gott Dir nehmen — weißt Du es nicht mehr, als Du da jenseits der Saale auf dem Weinhügel wohntest und Dein Herz sonnenfrisch, Dein ganzes Daseyn wie Licht und Wein war? Weißt Du es nicht mehr, wie uns war, als wir wir im Rauthale wandelten und auf Winzerles lieblicher Höhe das Thal unter uns dämmern sahen? O, ich weiß es noch frisch und lebendig. Wir hatten uns vorher gesehen und gekannt, was man eben sich kennen nennt; aber kleine und große Dinge, wie sie das Leben bringt, Mangel an einem Spiegel in uns, der uns andern zeigt, auch wohl Kämpfe und Hinblicke nach ganz verschiedenen Weltseiten hatten uns einander lange vorbeigehen lassen. Jahre lang hatte ich Dich nicht sehen müssen, um Dich sehen zu können. Ich war in der schönen Weltweite umhergetrieben und hatte die Erde und die Menschenkinder darauf und ihre blutigen Heldenspiele und thörigten Kinderspiele etwas näher betrachtet; ich hatte süße Wahne verloren und neue gefangen, wie es dem Menschen eben geht; ich hatte gelernt, wie ich in meinem Großen Nichtiges getrieben, wie das Kleine, was mir von dem heiligen Munde meiner frommen Mutter geklungen, an der sichern Hand meines milden Vaters erwachsen war, was um die Teiche und Büsche und Heerden meiner Kindheit lag, das

einzige Wenige war, was ich behalten durfte. Ich war etwas mehr Mann geworden, und so wieder etwas mehr Mensch; die Schneeflocken der Schulweisheit, der Dunst der Katheder waren zerflogen; ich sah, wo ich arm und wo ich reich war. Da sah ich Dich wieder, erkannte Dich und durfte sagen: sei mein Freund! Weißt Du es nicht mehr — o, Du weißt es noch — wie wir in Deinem Hüttchen auf des Beckers Weinberge saßen? Es war ein schöner Septemberabend, einer jener halcyonischen Tage, wo die ganze Welt sich in Sonnenstrahl und Blüthenstaub aufzulösen scheint, und der Mensch, alle kleinere Schwere leicht abschüttelnd, mit Wolken und Blättern und Wellen nur so hinschwimmt: einer jener himmlischen Abende, wo hinter allen Bäumen und Büschen Geister und Gespenster lauschen, wo alle Gedanken und Empfindungen geflügelte Seelen werden; wo ein silberner Nebel über die stille Erde hinschwebt; wo Mond und Sterne durch seine freundliche Täuschung mit allen ihren Göttern umher auf uns herabkommen, und die Menschen und Vögel und Bäume leiser sprechen, weil die Seligen und Heiligen auf sind. Da waren die beiden S., herrliche Jungen, doch anderes Landes und Sinnes, als wir, da war des W. großes frisches Herz, das die ganze Welt noch immer wie eine reife, glü-

hende Traube anfaßt und pflückt. Wir waren unter der Sonne des Tages und im Staube des Weges ermattet, hatten die ewigen Berge und die zerfallenden Burgen umher erklettert — da empfing uns Deine Hütte. Der Mensch ist nie besser und seliger, als wenn seine Beine müde sind und Speise und Trank ihn zu erquicken kömmt. Er hat es da für den Tag mit seinem Leibe gleichsam abgemacht, und der Geist treibt sein genialisches Spiel allein. Wer weiß, wovon wir sprachen? Die Fremdlinge von ihren Chatam und Nelson, W. von Tänzen und Griechinnen in Wien, Du von Fechterkünsten und Hoffesten, und ich von Rittern und Minnesängern. Die Burgen, worin wir den Tag umhergezogen, siegten endlich, und meine alten Ruinen führten den Reigen; selbst W., der so gern in dem Gegenwärtigen ist, war lustig mit in dem Vergangenen. Wir sprachen, tranken und sangen: die Welt war ganz still geworden. Die göttliche Gabe des Weines, der mit der Liebe die Menschen frei macht, die heilige Mitternacht, die gute alte Zeit, wovon wir redeten, die immer so gut ist, wann die Gegenwart nichts taugt — alles stimmte uns höher; wir lebten, liebten, sprachen Wahrheit und wahren Wahn, und waren wirklich, was wir immer sind.

Da, bei der Gluth des alten Rheinweins, der uns entzückte, dachten wir des gefesselten Stroms und der traurigen Zeit, und Deine Stimme gleich einer Geisterstimme rief nach Göthen. Du nahmst seinen Götz von Berlichingen und lasest ihn, wie ich ihn nie hatte lesen hören; auch waren Deine Hörer gestimmt. O Nacht, wie keine Nächte mehr werden wollen! Wir waren andere Menschen, und als das herrliche Weib Elisabeth uns erquickt, als der Mann Gottes Luther uns mit dem Lobe des Weins erfreut hatte, der alles Leben frisch und waidlich macht — da kränzten wir die Pokale und tranken sie dem herrlichen Dichter zu, und hätten ihn selbst bekränzt und getragen, wäre er da gewesen. Wir waren im Zuge, und Worte von den Alten und Neuen, und Worte von uns selbst, und Lob unserer Barden flogen unter einander; und auch von Vaterland und Freiheit ward gesprochen, und von dem Sinn, dem Witz, der Kunst deutscher Nation. Wir beide besonders, die dabei immer Feuer fangen, trieben die andern heiß mit in unsere Flammen hinein. Zuletzt blieben wir bei unserm großen Meister stehen, der uns so göttlich freie Stunden geschenkt hatte, und Du priesest ihn endlich als den ersten größten Deutschen dieses Jahrhunderts, wo so manche durch französische Albernheiten uns verdorben und sich

berühmt gemacht haben, wo so viele durch Flittern der Täuscherei, durch den Pegasischen Paßgängertritt hochgeschrobener Sentenzerei auf unsre Kosten etwas geworden sind. Du sprachest: sie werden zerbröckeln, wie jener Starke höher und höher wachsen wird; nur das Aechte und Wahre ist ewig und unsterblich. Als Du so sprachest, besonders von seinen frühesten, frischesten Geburten, worin deutscher Sinn mit allen seinen Mängeln und Herrlichkeiten wie in einem hellen Spiegel wiederscheint, wo alle unsere unschuldige Naivetät, unsre gutmüthige Laune, unser stilles, fröhliches Herz, und unsre reine Liebe wie in dem schönsten Frühling ihres Lebens aufsprossen und blühen — da fiel der jüngere S. ein und meinte, der Göthe seit 1785 sei nicht mehr der von 1775 und 1780; er gehöre nicht mehr Einer Nation, sondern allen europäischen Nationen an; jene früheren Ergüsse seines reichen Gemüthes könne man nur als Vorspiele größerer Harmonien, nur als einzelne Blüthen ansehen, die einen ganzen Frühling verkündigen: erst später sei die volle goldene Frucht zugleich mit dem üppigen Ueberhang der Blüthen erwachsen; da sei Göthe erst geworden, aus den Griechen, und einem höheren allgemeinen Vorbilde geworden, und da sei auch der Deutsche in ihm verschwunden. Der

Streit ward heiß, denn ich leugnete es und wollte uns den großen Deutschen nicht nehmen lassen, und Du und W. hielten mit mir. Aber es ward gestritten, wie bei den meisten Streiten und Kriegen, um Nichts. Du kamst dabei auf das Griechenthum, auf die griechische Kunst und den Sinn der alten und neuen Zeit in der Kunst, und sprachest im heiligen Eifer unvergeßliche Worte, die ich so möchte nachschreiben können, um Dich zu trösten in Deinem Kleinmuth, und Dir zu zeigen, was Du bist und was Du seyn kannst. Der Anfang war, wie unser schönes Nachtleben, ächt dithyrambisch und elegisch, mit einer Vergötterung des herrlichen Dichters, worüber wir stritten, der in kleiner Zeit einsam groß da stehe und als ein wunderbares Orakel über den Wolken der Zukunft hinschwebe, als ein gigantischer Obelisk die beiden Enden der Zeit durchmesse und zugleich Sonnenuntergang und Sonnenaufgang mit erhabenen Zeichen weise. Welch ein Mensch, der ohne Volk, ohne Helden und Könige, ohne Glorie und Glanz des Lebens solche Kraft, Heldenthum und Blüthe darstellen darf! Welch eine Natur, die mit solcher Milde und Fülle beinahe dreißig Jahre sich schon behauptet hat! — und hat sie Blüthen verloren, rufst Du, wer verliert ihrer nicht täglich? — welkt nicht der Lorbeer selbst auf des Helden

Haupt? und der goldene Schmuck der Krone, das Bild göttlicher Güte, Herrschaft und Gerechtigkeit, drückt es nicht die Stirne wund? Und was würde der Göttliche gewesen seyn, wäre ihm ein Volk geworden, ein großes, tapferes, eignes Volk, das ihn hätte erkennen und anerkennen können? wäre ihm ein stolzer, mächtiger Fürst, das Götterleben hoher Majestät und schimmernden Heldenthums, geworden? Ach! von vierzig Millionen Menschen, die von der Newa und der Theisse bis zur Schelde und Adria deutsch sprechen, wie viele haben ihn gefühlt und verstanden, und wo sind die Hunderttausende gewesen, die ihn als ein unsterbliches Kleinod, als ein Denkmahl ihres Daseyns für die kommenden Zeiten, hoch auf ihren Schultern gen Himmel empor gehoben und der Welt gezeigt hätten, daß sie sich seiner freute? Einzelne Stimmen hat er gehört für Jubel von Millionen, einzelnes Lob und einzelnen Tadel, was oft niederschlägt und nie erheben kann; und er ist groß geblieben, und hat seine Liebe und seine Begeisterung bewahrt. Und welket ihm die Jugend schon, wem welkt sie nicht in solchen Tagen, wo man rings von Leichen und Mordbrennern, von erwürgten Königen und werdenden Tyrannen hört, und wo kleine Taschendiebe, welche die eingeschrumpfte Welt zusammenwickeln, sich auf Cä-

sars und Alexanders Kothurn stellen, stolz umher schauen, und ausrufen lassen: seht die Helden des neunzehnten Jahrhunderts! — Und daß ihr mir nicht von Griechenthum sprechet; ich mag davon kaum mehr hören, so widerlich haben Dummköpfe mir das Wort gemacht. Es giebt Volk, das meint, alles zu wissen und über alles sprechen und urtheilen zu dürfen, weil es alles gelesen und viel gesehen hat. Ich sage, man kann alles lesen und viel sehen, und wird nur unwissender und blinder. Mich ärgert das thörigte Wesen höchlich, wenn man große Menschen loben will, indem man spricht, sie haben den Griechen nachgeahmt, oder wenn man der Jugend zuschreit: leset Homer, Sophokles und Aristophanes, und macht es wie sie; und ihr werdet nichts Schlechtes machen. Wir haben ja in den letzten dreißig Jahren in allen Enden Europens solche Nachmachungen und Probestücke genug gesehen, aber ich weiß nicht, wo und von wem denn so viel Besseres gemacht worden ist, als in den vorigen Jahrzehenden und Jahrhunderten. Den Griechen und ihren herrlichen Werken bleibt ihr Preis unverkümmert, wenn man sagt, daß durch sie nimmer eine Schöpfung werden kann, wie jene allmögende Herren es meinen. Was ist Alterthum in ihrem Sinn? Etwas Veraltetes und Vergangenes, was, wie es war,

nie wieder gebohren werden kann noch soll. Und sie meinen, man könne sich in die Kunst nur so hineinlesen und hineingrübeln, die Meister werden dann schon kommen? Griffen die Leute doch in ihr eigenes Herz und fühlten ein wenig, wie sie saftlos und seelenlos sind, so viel sie auch die lieben Alten behexen und beschwören. Nein, ich will euch sagen, was Göthe, und wenn es glücklicherweise mehr solche Männer giebt, thun und haben, um den heiligen Zauber zu lösen, wenn euch andere nur hohle Wortklänge und Dunst und Staubwolken aus dem Götterheldenspiel der Hellenen entgegenwirbeln.

Sie sind zuerst die Menschen ihres Volkes und ihrer Welt; mit lebendiger Jugendfülle, mit eignem Herzen, mit reicher Fantasie ziehen sie das schöne Alte an und tief in sich hinein. Nicht die Gestalten, nicht die Worte, nicht die Maaße und Formen eines engen Pedantenglaubens sind ihnen das einzige Erste; nein, die alte Welt, die lange Vergangenheit, welche der Ewigkeit gleich und die rechte Dichterwelt ist, springt lebendig, gegenwärtig, und mitfühlend vor dem warmen Herzen und dem geweihten Blick dieser Glücklichen auf: alles wird, was es ist, Bild und Hieroglyphe, voll Weihe und Bedeutung; und so gehen sie durch

sich selbst in das geöffnete Heiligthum ein, das keine andern Mächte auf- oder zuschließen können. So haben die Griechen Göthen gebildet; weil sie hoch und herrlich waren, weil sie die Dinge groß thaten, litten und darstellten, darum können sie bilden und erwecken. Aber besinnet euch doch, wie viele eurer Affen und Dohlen haben am Parnaß und Achelous gesessen und nachgeäfft und nachgekrächzet; aber man sieht und hört nicht mehr, als daß sie da gewesen sind. Gebt solchen Naturen wie Göthe eine herrliche Welt, ein stolzes, tapferes und freies Volk, einen großen Helden, der ihn in seinen Götterkreis reiße — und er bedarf nur sein selbst, um in Ebenmaaß und Schönheit der Gestalt, in Kraft und Süßigkeit der Sprache das Höchste zu erschaffen, was in seinem Volke und seinem Zeitalter ist. Denkt doch an den Engländer Schakespeare. — Und wo ist Göthens Griechenthum, wie ihr es meinet? wo steht er als der Nachahmer, wohl gar als der Nachmacher der Griechen, womit ihr ihn wunderbar zu loben glaubt? Wie Angelos und Rafaels Aug an den Antiken die eigne Herrlichkeit ersah und die höchsten Bilder seiner Zeit schuff, so steht bei Göthen die keusche Zucht und das ruhige Ebenmaaß, die stille Würde einer großen Zeit und einer vergangenen Welt — die Gegenwart ist den Lebenden selten

groß. Das hat er mit den Griechen gemein; deswegen hat er sich griechischer Kunst und griechischen Dichtens und Wirkens gefreut: aber das lernt sich nicht. Die Natur muß erst das Große machen, dann kömmt Erziehung und Glück, edle oder schlechte Vorbilder, große Zeiten, Thaten und Gedanken, damit das Gefühl und die Unsterblichkeit menschenbildender Werke in der Brust aufkeimen. Hier entstehen Streite, die nie zu schlichten sind; aber wir wissen, was Göthen fehlte und was er doch ist. O, daß ich euch doch den Unterschied der alten und neuen Zeit zeigen könnte! daß das Unaussprechliche, was im Wahn und Glauben immer kommt und geht im Gemüthe, sich doch mit Worten aussprechen ließe! ihr würdet das Würdige verständiger würdigen und verstehen und durch Lob nicht mehr verletzen, als ihr durch Tadel verletzen könnet.

Die alte Welt ehrte in dem Leben und in dem Nachbilde desselben, in der Kunst, nur die Macht und Gewalt, und warf sie kurz unter den großen Namen Schicksal, das auch die Götter mit Zittern ehrten; mit leiserem Tritt und stilleren Worten traten Mitleid und Milde neben der gebietenden Naturkraft hin, die nur Unmäßigkeit Sünde nannte. Die neue Welt hat die entwickelte geistige Kraft

des Menschen mehr angesprochen, und dem Einzelnen zugemuthet, was die alte nur von der Macht forderte, die das Ganze regiert und erhält. So ist jeder einzelne Mensch für sich ein eigenes, denkendes und beschließendes, kleineres Schicksal geworden, und die Milde und das Erbarmen sollen nun befehlen, wo sie sonst nur baten. Dem großen Fatum sind also seine Donnerkeile entwendet, der Mensch hat sich ihm entrungen, und hängt selbst das Unvermeidliche und Zerschmetternde an eine geistige, mild richtende Kraft, die er Gott und Vorsehung nennt. Die hohe, in sich selbst geschlossene und immer aufgelöste Poesie des Mythus und der Fabel der Alten ist durchbrochen, und die Götter und Helden sind aus dem höheren Kreis menschlicher zu uns herabgestiegen, um einen Einzigen mit einer unendlichen Majestät zu schmücken, der nicht mehr mit dem Olympus und Ida gemessen wird, sondern, allen Gedanken und Gedichten unerreichbar, hoch über dem höchsten Aether der Alten unsre Gedankenwelt richtet und erklärt, wo die geübten geistigen Künste sie verlassen. Diese Verschiedenheit der zwei verschiedenen Welten ist in den besten Alten und Neuen abgedrückt. Die kosmische Heroenwelt stellt Kraft und Kühnheit als die höchste Tugend hin; Milde und Huld lehnen sich nur flehend an

sie,

sie um Schutz für die Schwäche und das Unglück: sie weisen, unter der Sanktion der Götter, doch immer bittend, auf die Strafe des Frevels, das blutige Netz der Ate, und das umrollende Rad der Nemesis hin. Die romantische Geisterwelt ehrt auch die Kraft und Kühnheit, aber nur als Mittel des Lebens, nicht als das Leben selbst; gleiche Gerechtigkeit und Milde soll alle umfangen; das Geistigste soll das Edelste und Erste seyn. So ist das europäische Weib, das zartere Bild der Anmuth und Schönheit, mit unter die Götter getreten, und die Liebe gebietet, wo sie sonst diente. Nimm nun Göthens Iphigenie und seinen Tasso, und halte ihn an Sophokles und selbst an Euripides; nimm seine Lieder und Elegien, und vergleiche sie mit den griechischen Lyrikern — und ich spreche: wer Augen hat zu sehen, der sehe! Aus jedem Worte, aus jedem Anklang der Empfindung spricht die höhere Geisteswürde jedes einzelnen Wesens, die Anerkennung eines milderen Gesetzes, die mitgebohrne Weichheit eines zarteren Geschlechtes: es sind schon Menschen, die es wissen wollen, warum sie sind, und auch, warum andere leiden und sich freuen. Aber freilich der gewaltigen Einheit der Alten schadet die liebenswürdige Vielheit der Neuen. Daß der Mann aber mächtige und kühe

ne Menschen hinstellt, die auch dem neuen Schicksal Würde geben; daß keine Wortklingelei und Empfindelei von modernen Zwitterwesen, keine Stelzenfüßerei der Konvenienz für das gesunde Gefühl und den festen Tritt der Natur in ihm spukt; das wollen wir dem Dichter je und je Dank wissen und gern erkennen, daß er darin hellenisire. Aber warum können andere nicht auch so hellenisiren?

Und daß ihr saget, in seinen letzten Decennien sei er nicht mehr deutsch, gehöre er allen Nationen an, damit glaubt ihr wohl nicht uns Deutsche zu verletzen. Ein großer Mensch steht nicht allein in den Schranken seines Volkes und seiner Zeit, das Größte und Höchste aller Zeiten und Völker nennt er durch Geburtsrecht sein, weil er der Hochgebohrne ist. Göthens Allgemeinheit ist doch deutsch, weil sein Sinn seines Volkes ist. Ihr andern könnt euch dazu in unserm Sinn weder erheben noch erniedrigen. Aber wo ist ein Mann, der die ganze Bildung seiner europäischen Mitwelt so übersieht und umfaßt, in Gemüth und Empfindung, in Ton und Sprache so rein und ächt deutsch gewesen, als er? Daß er nicht tiefer gefühlt ist, nicht mehr hat wirken können, beweist am besten die Taubheit und Mattigkeit seiner Zeit-

genossen. O daß er nach seinem Grabe in ein besseres Enkelgeschlecht führe, und sie ihre Herzen und Schwerdter so gebrauchen lernten für sich, als er ihre Sprache für sie! Denn ich ergrimme, wenn Unverschämte behaupten, dieser sei von dem ersten glorreichen Anlauf seiner Bahn abgewichen und habe das Deutsche vergessen. Nein, nein! das hat er nicht können, weil er ja immer das Beste und Feinste seines Volks dargestellt hat. Ja, keiner ist mehr als er ein wandelnder Spiegel der wandelnden Zeit, weil in seinen stillen Gestalten alles so klar bedeutend vorüber geht. Alle Wechsel unsrer Zeit erscheinen an ihm elegisch und tragisch, wie sie waren und sind, selbst da, wo er sich zu verhärten und zu welken beginnt. Aber er war zu edel, um zu wimmern und zu schelten, um das flache Geschnatter des Kriegs- und Staatstheaters zu vermehren.

Siehe, Bruder! so verschwand uns jene Nacht, und der goldne Morgen mit frischen Flammen und unsterblichen Hoffnungen geleitete die Glücklichen heim. Welche Träume und Gesichte! welche Blüthen des Lebens und der Lust! Und ist denn nun das Alles dahin? O nein, Du Lieber! wir sind noch, was wir damals waren.

Zweiter Brief.

Ich kam gestern ab von dem, worüber ich eigentlich mit Dir sprechen wollte, und es mag recht gut seyn, daß mir etwas Gewöhnliches begegnet ist; denn was man sich beim Sprechen und Dichten so recht methodisch vornimmt, geräth meistens am schlechtesten. Darum sollen wir dem Gott danken, der uns unvermerkt vom Wege ablockt; die schlängelnde Fußpfade kleiner Irrer lassen meistens das Süßeste sehen und erleben. Hätte die Erinnerung jener so kurz verflossenen Zeit, jener schönen, glühenden Nacht, und was Du damals wirklich warest und konntest, doch einen fröhlichen Lichtstrahl in Deine Seele geworfen, wie wollten wir alle Deine Freunde uns Deines erwachten Lebens freuen und mit dem Frischen lustiger fortwandeln! O, als

wir nach dem Jubel jener Nacht den folgenden Nachmittag nach dem Luftschlosse zogen und angenehm ermattet nur geistiger sahen und fühlten; als Du da Deine ganze volle, liebliche Wärme über mich ausströmtest — da hatte ich Dich empfangen als das Köstlichste, was Götter geben können, und fühlte mich in diesem Funde so sicher und selig; da sah ich eine große Lücke meines Lebens ausgefüllt, und blickte fröhlicher auf den schon sinkenden Staub der Rennbahn zurück. Ich fühlte, was wir einander seyn konnten und seyn mußten. Du warest das Grün, das den rauhen Fels kleiden, Du der milde Regen, der den harten Boden meiner Brust erweichen sollte, damit Blumen und Früchte daraus hervorwüchsen. O mein Bruder, warum sind wir seitdem nicht immer beisammen geblieben? jene Gemeinschaft hätte beide frischer und ihnen selbst gleicher erhalten. Denn nichts Köstlicheres wird dem Sterblichen beschieden, als wenn ihm ein reines Gegenbild seines Lebens erscheint, worin er sich wie in einem Spiegel gewahr werden und erkennen kann. Dann entsteht die göttliche Welt Epikurs und Franklins wieder in voller, schöner Wirklichkeit, jener schaffende Kampf des Eros und Anteros, wo die ziehenden und stoßenden Atomen voll sehnender Empfindung sich endlich in eine

reizende Weltordnung zusammenfügen und im ewigen Liebesreiz die heiligen Kreise des Lebens in Toden und Geburten vollenden. Das war das Werden aus dem Chaos, wo das Weiche und Harte, das Kalte und Warme, das Nasse und Trockene ihre Noth erkannten, und durch diese Erkenntniß eine Welt entstand. So hatten wir unsre Welt geschlossen und gefüllt, und siehe! sie ist uns zerronnen; ich habe Dich auf immer verloren, sagst Du, und Du hast Dich selbst verloren. Mit nichten, mein Bruder! so schlimm ist es nicht, wenn es gleich schlimm ist: wo man die Stelle noch weiß, da mag man den Schatz noch wohl wieder finden. Wir sind einmal im Zuge, und ich darf Dir jetzt sagen, was sonst nie über die züchtige Schaam der Zunge hervorgedrungen wäre. Wenn man sich unter das Verhängniß stellt, oder sich darunter gestellt fühlt, darf die kleine Schaam verschwinden, und Klage und Zorn ziemt auch dem Mann, der sonst sein Leid und seinen Grimm stumm in sich verschließen mußte. Wo der Mensch in Gefahr ist und das Menschliche siegt, da schweige das Kleine. Du kennst die Antigone bei Euripides. Wie scheu geht sie mit ihrem Hofmeister aus dem Pallast, spähend mit dem Aug und Ohr, ob einer nahe sei, der es verrathen und ansagen könne, daß die

fürstliche Jungfrau die sichere Sitte des Gemaches vermessen verließ, um neugierig die Fürsten der Argiver und den zu traurig feindseligen Bruder vom Thurm zu schauen. Aber als das Unglück hereingebrochen ist, als die beiden Brüder durch die gegenseitigen Schwerdter gefallen sind, die jammervolle Mutter sich selbst entleibt hat, da zittert die jungfräuliche Schaam nicht mehr, die Tochter, die Schwester fühlt sich, sie will, sie muß doch den Traueranblick haben, und mit Thränen und Klagen begleiten, was ihr einst so lieb und köstlich war. Sie ruft, aus dem Pallast hervordringend:

Nicht verhüllend der lockenumringelten
Wangen Anmuth, nicht in Jungfräulichkeit
Unter den Augen die Gluth und des Angesichts
Röthe scheuend, eil' ich bacchantisch her
Zu den Erschlagnen, werfe vom Haar den Schlei'r,
Lasse sinken des Purpurkleids weichen Glanz,
Jammerbegleitung den Todten — weh! wehe mir!

So will ich mit Dir reden; altes Verständniß der Treue wird versöhnen, was sonst schmerzen könnte. Daß mir mit Antigone nicht Gleiches begegne, daß ich auf der Leiche eines vielge-

liebten Lebens nicht bittere Thränen weinen müsse, will ich nach Deiner Krankheit forschen. Sie ist schwer, mein Bruder, weil Dir die Heilmittel dazu noch fehlen, aber sie ist nicht unheilbar; und ich hoffe noch einst den Lebensfrischen und Muthigen wieder zu umarmen, der, wie aus einem Traum erwacht, sich verwundern wird, welche Täuschung ihn mit so dünnen Stricken, die er dann leicht wie Zwirnfäden zerreißt, Jahre lang gefangen halten konnte. Laß uns ein wenig schwatzen, Du Lieber; es löst sich mit der Zunge das Gemüth und die Worte schweben allmälig mit dem Verständnisse im Gleichgewicht fort, wie sie immer ungesuchter von selbst kommen.

Ich habe mir von Dir und Deinem Bruder Gustav oft erzählen lassen, was Du für ein Kind warest, ich habe Dich selbst gesehen, als Du gerade über die Grenze der Kindheit hinauszuschreiten begannest. Ich war damals in S. auf dem Gymnasium, drei bis vier Jahre älter, wie Du weißt: ein wilder, ernster, und trotziger Bube. Du kamst mit mehreren fremden Menschen in meines Vaters Haus, wo eben ein ganzes Gewimmel von Gästen war, und standest mit den weichen und schlanken Gliedern, den freundlichen, großen blauen Augen und dem zart-

gefärbten Gesicht so anmuthig und jungfräulich da, daß Du einen unvergeßlichen Eindruck auf mich machtest. Da sah ich noch nicht, was dieser Eindruck bedeuten sollte: aber jetzt, da ich ihn wiederhole, steht Dein ganzes Wesen bis auf sein Innerstes aufgeschlossen vor mir. — Und was warest Du für ein Kind? von Klein auf ein besonderes Dingelchen? Greifen alle Kinder nach Sonnen und Sternen, und möchten den Glanz zu sich herabziehen, so thatest Du es vorzüglich dann, wo andere aus Verstand von so thörigtem Streben ablassen; Du weintest im vierten, fünften Jahre oft untröstlich, daß Du nicht in den Mond hinauf konntest, oder er nicht zu Dir herunter wollte, griffest noch immer nach bunten Fliegen und Vögeln in der Luft, und Deine alte Tante sagte dann im halben Ernst: gebt Acht, der Bube wird ein Käfersammler und Sterngucker: die gute Frau verstand sich nur auf Augen und Finger. Auffallend an Dir von Kind auf war eine vorzügliche Reinlichkeit und Nettigkeit, und, gewöhnlich der Wildeste und Ausgelassenste in einem Häuflein von Gespielen, kamst Du doch meistens am unzerrissensten und weißesten zurück. Dies offenbarte sich schon nach den ersten drei Monaten Deines Wiegenlebens, und sobald Du die kleinen Füße brauchen konntest und

manchen kleinen Burzelbaum im Trockenen und Nassen machtest, kamst Du immer ängstlich und recktest die eingetunkten Fingerchen hin, daß man sie Dir abwüsche. Und wenn man Dir etwas erzählte von Engelchen und Kindlein, so mußte es immer weiß und bunt und golden seyn; und wenn Du selbst Deine kleine Herzenswelt mit einfältigem Munde ausließest und auch Deine Geschichten machtest, wie Kinder thun, so war es alles voll Schimmer und Niedlichkeit: zur besonderen Freude Deines alten Vaters, der selbst gern den Hofmann machte, und meinte, Du würdest unter feinen und bruſtbeſtirnten Männern auch einmal etwas bedeuten. Doch bei weitem das Interessanteste war mir, was Dein Bruder mir von Deinem einsamen Leben erzählt hat, das Du als ein Büblein von drei, vier Jahren oft halbe Tage lang für Dich allein triebest, und worin ich Dein jetziges Treiben in nuce gleichsam eingewickelt lese. Es war ein alter Freund im Hause, ein eigensinniger, wunderlicher Mann, voll Grillen und Sonderlichkeiten, mit welchem vernünftig nichts anzufangen war, sobald man ihn ansprach, der aber meistens verständig war, wie die andern, wenn man ihn seyn ließ. Dieser Alte hatte in seiner Jugend seine Bestimmung verfehlt, und war ein Glied des erwerben-

den und ernährenden Lebens geworden, da er sich zu den zerstörenden oder bildenden Ständen hätte schlagen sollen, er hätte Husar oder Bildhauer werden sollen. Das hatte er gewollt; aber Zwang der Umstände und älterlicher Wille hatten es anders geboten: noch in seinen letzten Tagen sprach er mit Entzücken davon, welch ein großer Mann er dann geworden wäre. Mit dem Nährstande, der Weitzen und Dukaten, und Käse und Butter macht, hatte es ihm nicht glücken wollen. Seiner liebsten Wünsche nie gewährt, von dem Leben hart zerdroschen, arm und ungeachtet, hatte er bei Deinem Vater eine Zuflucht gefunden, und aus der Flamme, die, ungenährt, in ihm fast erloschen war, schlugen nur zuweilen noch schöne Blitzleuchtungen auf; besonders erfrischte er sich mit der Kindheit und Jugend, weil er sich da nicht im Streit von Ansprüchen fühlte, wie mit Erwachsenen. Dann sprach er sein innerstes Leben zuweilen noch keck aus, und schien den Leuten seines Alters dann der vollendete Narr, da er ihnen sonst meistens für einen gewöhnlichen galt. An Dir hatte er, wie Dein Bruder erzählte, seine besondere Freude, und behauptete mitunter, Du seiest ihm ähnlich, und pflegte dann mit einer Mischung von Wohlgefallen und Schmerz zu prophezeihen: es werde Dir unter

den Menschen eben nicht besser gehen, als ihm weiland. Mit Dir allein konnte er sich Tage-lang beschäftigen, baute Dir Kartenhäuser, setzte Dich auf sein Pferd und ließ Dich reiten, und schnitt Dir eine Unendlichkeit von Thieren und Vögeln aus Stücken Karte und Rinde, die bunt angefärbt und mit ihrer Geburt und ihren Namen nach Indien und Amerika verpflanzt wurden. Auch gingest Du treulich in seinen Geschmack ein, und wurdest bald selbst ein Vögelmacher und ein Thierschnitzler. Das Indische und Amerikanische hatte gewirkt, oder kam es so aus Dir selbst, ich weiß es nicht; Du machtest es ihm vortrefflich, ja noch besser nach. Es war in der kindischen Schnitzelei und Bildnerei durchaus nichts den Thieren und Vögeln ähnlich, die auf des Vaters Hofe und in seinem Felde und Walde sich um Dich bewegten; sondern nichts als ungeheure und abentheuerliche Gestalten, so sonderbar erfunden und zusammengesetzt, daß es dem Dämiurg', der für den alten Herrgott neun Zugaben zu den Erdenbewohnern erfinden sollte, schwer werden würde, in dem weiten Reiche der Fantasie viel weiter zu gehen. So saß das Kind Stunden lang da mit der Scheere in der Hand, schnitzelte und bildete nach, und sang und sprach oft mit lauter, begeisterter Stimme wunderbare

Namen aus, deren Klang aber mit den fantastischen Gestalten meistens eine natürliche Verwandtschaft hatte. Tage hindurch wurde nachher mit dem Machwerk gespielt in eben so sonderbaren Unterhaltungen und Gesprächen, bis die fast allen Knaben natürliche Zerstörungswuth Dich ergriff und des alten und jungen Meisters Geburten schnell zerschlug und zerschmiß. Aber am schönsten spielte Dein kleines Leben mit der Natur, Deine Freude im Walde unter den Bäumen, und Deine Lust mit Vögeln und Schmetterlingen, welchen Du fast nie etwas zu Leide thatest, sondern vor Schmerz außer Dir warest, wenn die heftige Liebe einen Wurm oder Schmetterling zwischen Deinen Fingern zerdrückte. Nie hast Du Blumen aus bloßer Ueppigkeit abgerauft, wie Du auch Deine liebsten Kunstdinge alle in Einer Minute zerstörtest; sondern mit den Naturdingen hattest Du einen ganz andern Umgang. So sehr Dich oft auch einer Blume gelüstete, Minuten lang konntest Du umher schleichen, gehen, und wiederkommen, sie mit den Fingern fassen, und wieder loslassen; und wenn Du sie endlich pflücktest, wurdest Du blutroth und liefest mit ihr davon, halb fröhlich und halb bange, als hättest Du etwas Schlimmes gethan, und die Blume lebte oft stundenlang in des kleinen Bu-

ben Hand, ehe er die welke wegwarf. Der alte Hausfreund und Bildschnitzler fand ein Hänflingsnest mit sechs Eiern ganz unten in einem Taxusbusch, er trug das dreijährige Kind auf den Armen, und ließ es in das Nest schauen; der Kleine lief nachher täglich wohl dreimal und viermal nach dem Busche und guckte mit seinem Köpfchen hinein, aber die Eier wurden Jungen und die Jungen wurden flügge, und das Büblein sah sie nur und freute sich an ihnen mit den Augen und Fingerspitzen. So war er auch, als er größer ward, von dem siebenten bis vierzehnten Jahre, immer in einem gewissenhaften und liebenden Freundschaftsverständnisse mit der Natur, nur gegen das Selbstgemachte sich ein Recht der Willkühr anmaaßend. Diese Kinderzartheit schien sich in den Jahren zwischen dem siebenten und zwölften auch bei Dir zu verlieren, Jahre, die alle Triebe der Kinder in der Ueppigkeit der leiblichen Entwickelung zu vergraben scheinen; Du warest ausgelassen wild, ja fast wilder, als die andern Buben; doch zuweilen funkelte noch eine gewisse Freude an dem Bunten und Zarten lebendig hervor, und der Niedlichkeit und Nettigkeit warst Du beflissen wie vormals. Aber selbst in diesen Jahren, besonders auf der Grenze des Kindes und des Knaben fanden diejenigen, die auf Dich

Acht gaben, Dich noch zuweilen einsam unter Blumen und Vogelnestern, und da oft in Thränen schwimmend, wann Du am zufriedensten schienest. Wenn sie Dich fragten, so sprachest Du die kurzen Worte: ich muß wohl weinen, daß mein Bruder Gustav einst alt wird und mein Vater stirbt.

Aber wohin mit diesen Mährchen und Spielen meiner Kinderjahre? rufst Du. Wohin, Bruder? zu Dir! zu Dir! Darin erkenne Dich, und die Welt und die Menschen um Dich her, worunter Du Dich verwirrt hast. Ich erkenne Dich lebendig darin. Du weißt, es hat Dichter gegeben, welche die verschiedenen Lebensstufen und Alter der Welt besungen haben: wie zuerst das Geschlecht der Götter ward und sich lange einsam auf dem gewordenen Planeten herumtrieb und um die Herrschaft schlug; schon damals waren verschiedene Grade der Kraft und Schönheit, alle unsterblich, aber nicht alle glückselig; einzelne lagen als zuckende und unvergängliche Leichen über den brennenden Feldern von Phlegra, andre saßen, tief zum Tartarus hinabgestoßen, in kalter einsamer Nacht, ohne Liebe und Musik. Darauf wurden durch den Japetiden Prometheus der Menschen zahlreiche und mannigfaltige Ge-

schlechter, voll freundlicher, aber sterblicher Schönheit; und die Götter, die ewiglebenden, kamen und buhlten mit den schönen Töchtern der Menschen, und zeugten Heroen und Riesenbändiger, welche Völkerfürsten und Stifter von Reichen wurden: und Lust und Leid, Sieg und Tod, und reiches, blühendes Lebensspiel war nun im Himmel und auf Erden. Wie ist es süß und anmuthig, diese ersten Kindergeschlechter der Welt so entstehen und sich unschuldig und frisch unter einander rühren zu sehen! selbst die hohen Götter sind da noch erhabene Kinder und machen Probestücke und lösen Kinderräthsel auf, und ärgern sich wie die Kinder, wenn es ihnen nicht glücken will. Ich dächte, wir könnten noch täglich so ein Gedicht des ersten Weltalters machen, wenn wir das Dichten und Trachten der Kinderwelt mit fröhlicheren und unbefangeneren Augen anzusehen vermögten. Da erscheint noch immer die reinste und höchste Poesie. Wie schön müßte es sein, den Jupiter und Apoll, den Mars und Herkules, die Ceres und Venus dieser Kinderwelt herauszufinden, und ihrer künftigen Tage großes oder kleines, arbeitvolles oder spielendes Schicksal zu prophezeihen, und, weil es prophezeiht wäre, es bei der Erziehung zu achten! O Bruder, Dir darf ich es sagen und keinem an-

dern —

dern — Deine milde Kinderbrust versteht mich — ich spinne und dichte mich oft innig in diese zarten Träume hinein, und werde dann zu Thränen weich. Ich fühle das Bedürfniß einer weichen Brust voll Frühlingsblumen, worin ich die Last abwerfen, an deren Sonnenschein ich die Eisklumpen zerschmelzen könnte, die ohne meine Schuld mich zermalmen und erstarren. O die unselige Zeit! wie theuer muß ich meine Kühnheit und meinen Siegestrotz bezahlen! wie zertritt das Politische das Poetische in mir! und wie stehe auch ich, welcher Vielen so ganz scheint, endlich zerstückelt da, daß ich weder etwas machen noch thun kann! Darum sehne ich mich mehr nach Kindern, jemehr meine Jahre fortgehen, und fühle mich unter ihnen frischer und freier, als unter den jetztlebenden Erwachsenen.

Nein, Du Liebster, ich gebe den süßen Traum nicht auf. Wenn Gott uns einmal Freude beschert, wenn ich von dem Elend der Zeit, von dem Siegeshohn selbstsklavischer Fremden und der duldenden und mitunterjochenden Niederträchtigkeit meiner eignen Landsleute mich retten kann, wenn mir der Olymp und mein schönes Jugendleben nicht ewig verschlossen ist, so will ich gehen und zehen Jahre dran setzen, meine Spra-

che studiren, und versuchen, ob ich den kindlichen Sinn und das kindliche Aug, womit ich die Welt einst so einfältig und klug sah, nicht wieder erwecken kann. Da möchte ich Menschen, Steine, Blumen, und Bäume und alles, was auf Erden und unter dem Himmel fliegt, geht, kriecht und wächst, in der Gemeinschaft zusammenleben lassen, die ich einst so schön in ihnen erkannte. Da würden die Thiere und die Vögel sprechen, und die Blumen und Wasser, ein jedes in seinem Geschlecht, und doch würde jedes in seinem Geschlecht bei der Aehnlichkeit ein ganz verschiedenes Leben ausdrücken, und endlich würden alle Leben auf Erden, als die kleinen Vorbilder, aber eben deswegen als die helleren Vorbilder, auf das letzte irdische Bild, auf den Menschen, hinspielen. Und die Menschen, die Gewaltigen und Herrlichen, die einst mit Göttern und Heroen zur Tafel saßen und mit ihnen hochzeiteten und Kinder zeugten, sie sollten wohl ihre Gewalt ablegen und der Natur wieder gehorchen, die sie nur zu ihrem Unheil meistern wollen. Welch ein schön verbundenes und harmonisches Spiel sollte es werden! und wie sollte endlich alles sich gern fügen in den Gehorsam und das Glück! So würde die ganze wimmelnde lebendige Welt mir den Menschen abbilden, und der

Mensch würde wieder seyn, wie einer seines klei-
nen Gleichen, und sich freuen, daß er sein Ge-
genbild und in ihm die Sicherheit seines Lebens
gefunden hätte. Dies ist kein Traum, Du Lie-
ber, ich habe es gesehen, und sehe es alle Tage;
aber leider sehe ich die Aehnlichkeiten des Men-
schen fast immer nur in dem Schlechteren der
Natur, weil das Zarte und Süße von dieser Zeit
so schnell und so unbarmherzig zertreten wird.
So wie z. B. der Wald gewaltige Eichen und
zarte Myrthen hegt, wie die Au die Lilie und
das Veilchen nährt, wie die Nachtigall in Bü-
schen und die Lerche in Himmelswolken singt, so
würde das frische Menschengeschlecht in seinem
Treiben nach oben und unten sich in Freiheit und
Freude verbreiten, und weil keiner etwas wollte,
was er nicht sollte, so würde der ewige, blutige
Streit um vieles aufhören, und Raum würde
seyn für die Freude und Tugend aller, und Poesie
würde seyn in allem, was gemacht und gewirkt
würde, weil jeder nur seine innigste Lust thäte.
Dann — sehe ich Dich selbst an — war Deine
Jugend nicht goldenlieb und lustig, warst Du
nicht immer einer vollen Blume gleich, die den
wohllüstigen, leichtbeweglichen Busen jeder Sonne
und jedem Lüftchen zuwendet? war Deine Liebe
nicht göttlich, Deine Schwärmerei nicht himm-

in die alte Unschuld des Gartens Eden versetzt fühlte und der Verwandlung vergessen hätte. Es ist doch schön, daß der Mensch immer noch, wenn auch nur in flüchtigen Minuten, wieder Kind werden kann. So sind Tage und Wochen hingegangen mit Dir und in Dir, und ich hatte vergessen, was ich von Dir wollte und was ich Dich fragte. Du hast mir grade geantwortet, wie ich Dich fragte, und das mag am besten sein mit Menschen, die den Schlüssel haben, das Instrument zu stimmen. Ich weiß nun, worin Du bist und woran Du siechest; sehe, mit welchen Uebeln Du Dich Jahre lang in vergeblicher Arbeit gequält hast, und habe die fröhliche Hoffnung, Dich Dir selbst wieder zu offenbaren, damit Du lernest, daß es im schlechtesten Fall ewig besser ist, mit eigener Narrheit ein glücklicher Narr, als mit fremder Weisheit ein unglücklicher Weiser zu seyn. Da also saß das Uebel? Hatte ich es nicht gedacht? und hätte ich es nicht früher denken sollen, da ich Dich kannte und die Zeit und die Menschen? Da saß es, wo der Wurm sich einfrißt, der die Blüthe unsrer ganzen Nation verdorben hat! Daß wir alles wollen und versuchen, das ist unser Elend; wir schlagen, wie der Bauer spricht, mit solchen losen Künsten Gott in die Augen, und er läßt uns

hinfahren in Verstockung und Verblendung, und mit den reichsten Gaben können wir Deutsche endlich weder die Erde vertheidigen noch den Himmel erobern. Ich habe unser Lob, von uns selbst ausgesprochen, vor zwanzig Jahren schon als Knabe gehört, aber ich versichere Dich, schon damals wollte es mir nicht recht ein, entweder weil Mutter Natur dem aus autochthonischen Bauernstamm Entsprossenen noch zu viel von dem alten guten Hausverstande mitgegeben hatte, oder weil Kornelius Nepos und Cäsar, die ich nothgedrungen lesen mußte, schon unsichtbar wirkten. Ich hatte die Idee, nicht von einem ganzen Volke von Kosmopoliten und Philosophen, sondern von einem ganzen Volke von Bürgern und Männern, einmal im Herzen, und es verdroß mich, wenn man meine Deutsche lobte, wo sie mir Tadel zu verdienen schienen, als die, welche den Sinn und Geist aller Zeitalter und Klimate verständen und umfaßten, welche das Beste der Zeitgenossen leicht lernten und sich zueigneten, und deswegen auf kleinere Ideen von Volk und Vaterland, die vor solchen höheren verschwänden, nicht stolz sein könnten noch dürften: ich hatte mir einmal vorgesetzt, auf mein Volk und auf seine eigne Kunst und Wirksamkeit stolz sein zu wollen. Seitdem ich diese Vielheit und Allheit

deutscher Nation von 1790 an unendlich weiter geflossen, wie ein breiter und seichter Strom, der nun nirgends ein Bett mehr finden kann: es liegt am Tage, was sie uns bedeutet hat und unseliger bedeuten wird. — Doch weg mit allem politischen Gram! Nur den Gram um Dich, mein Liebster, will ich jetzt fühlen und sehen, wie auch Du der Zeit und dem Volke die Schuld hast bezahlen müssen, wie Du, um etwas zu gewinnen, was so nie gewonnen wird, Deine reine Quelle in diesen schmutzigen Strom mit ergossen hast, da sie glücklicher und schöner ihren eignen schlängelnden Silberlauf hätte rinnen können.

Ich muß wieder zu den letzten Worten meines letzten Briefes zurück, wo ich die Welt und Dich in einem schönen poetischen Jugendtraum sah, der kein Traum ist, weil er einst in Geschichten erschien. Ich sah, wie Gott der Herr, mild und gerecht, alles gut und einfältig erschaffen hat, daß jedes seinen Trieb und seine Tugend übe, seines Lebens höchste Liebe gleich dem Seidenwurm ausspinne, und so glücklich sei und glücklich mache. Ich däuchte mir zu sehen, wie alle Tugenden und Harmonien sich so für einen großen und frommen Weltbau zusammenfügten, wobei viel Krieg und vergeblicher Kampf des Le-

bens aufhören mußte. Da sind Arbeit und Spiel, Schweiß des Angesichts und bekränzte Stirnen, Freude und Leid, Herrschaft und Dienst ohne Neid und Streit gemischt; jeder thut, was er muß, und gehorcht, wo er soll. Hier brüllt der Löwe und Tiger und zerreißt seinen Raub; dort arbeiten Biber und Ameisen; hier sucht der Ochs und das Rennthier, der Hirsch und das Pferd mühselig und gefahrvoll seine Speise; dort sitzen Vögel und Grillen auf den Zweigen und singen und spielen, und leben vom Thau und Blüthenduft, und von Fliegen der Luft, die sie im Spielen fangen: und die ganze Natur in allen ihren mannigfaltigen Wechseln von Leben und Tod, von Gebähren und Zerstöhren, von Arbeit und Spiel ist schön und lustig und trägt sich in ewiger Fülle und Seligkeit. So hatte ich auch Dein zartes und saitenklingendes Leben wie eine Blume auf die Au gepflanzt, wie einen Vogel auf den Zweig gesetzt: wie einen lustigen, fantastischen Vogel mußte ich Dich denken, der allerlei Männchen und Possen macht. Aber ich dachte dann auch, daß der bunte Fantast eine himmlische Kehle haben müßte, und ward wieder ernst.

Und es ist Raum auf Gottes Erde, mein Bruder, und reiches Spiel und Segen, und auch

noch Geduld der anderen, uns gewähren und machen zu lassen, wenn wir das, was wir wollen müssen, nur recht wollen. Die keichenden und pflügenden und dröschenden Menschen lassen sich den Spieler gern gefallen, der ihnen die Mühe erheitert, die Sorge erleichtert, und Scherz und Wechsel in ihr einförmig heißes Leben bringt: ihre hunderttausend Arme arbeiten dann für seine zwei schwachen desto rüstiger mit. Mir ist es gestern recht klar geworden, was ich Dir sagen will. Ich ging dem Bau einer großen Steinbrücke vorbei, die man über einen Strom führen will. Pfähle wurden eingerammt, und funfzig Männer triezten ein fürchterliches Gewicht auf, um es gewaltiger auf sie zurückfallen zu lassen. Da stand einer müssig dabei, ein großer, vierschrötiger Kerl, und sang den Takt einer angenehmen Weise dazu, auf daß die Züge und Schläge desto gleicher gingen. Ha! dachte ich, darf dieser schon singen, und hier schon, während die andern keichen und glühen, warum soll das zarteste Leben sich vergeblich zur Arbeit drängen? Hier habe ich Deinen eigensten Fall; ich sahe, wie Du Deinen Himmel verlassen hast, um mühevoll einen anderen zu suchen, der Dir so nie geöffnet werden kann; ich sahe, wie die heurigen Gewaltmänner, die neuesten Philosophen,

Dich verwirrten; wie Männer, die sich auf Arbeit etwas einbilden müssen, weil sie nichts ohne Arbeit gewinnen können, Dich mit ihren hochmüthigen Stirnen erschrecken, und Dich begrinsen, weil sie nicht erwerben können, was Dir die Natur gegeben. Und endlich das Katheder, dieser gefährliche Phätonswagen, auf welchem man auf ebener Erde den Hals brechen kann, ohne einen einzigen Sonnenstrahl, geschweige denn die ganze Sonne geladen zu haben. Da halte ich Dein Uebel und Deine verschmachtende Sehnsucht. Doch ich muß ein wenig ausathmen und mich besinnen.

Vierter Brief.

Ich sehe nun klar, wie alles, was dem Handwerk angehört, wozu Du Dich bequemt hast; wie die Propheten der Zeit, die mit neuen Archimedeshebeln die alte Welt zusammenwerfen wollen und aus eigner Kraft eine neue verspre- chen; wie endlich die Schwierigkeiten und Widersprüche der Natur mit solchem Leben haben auf Dich wirken müssen. Könnte ich mir es auch so klar aussprechen und Dir das Gefühl meiner Liebe und Deiner Kraft so innig und heilend wiedergeben, als ich es in mir trage! M. also auf dem Katheder? Warlich, Du Lieber, ich schüttelte den Kopf, als ich die erste Nachricht von dieser Deiner Kühnheit bekam. Es gehören wahrlich Fäuste dazu, zu unserer Zeit aus seinem Holze sich Kraft zu klopfen; denn zum Glücke

die Pferde sind von diesem Phätonswagen lange abgeschirrt, und deswegen kann allenfalls ein Blinder sich darauf halten, wenn er nur erst heraufgebracht ist. O, Freund, ich kenne das Ding, ich habe ja leider auch Jahre lang zu seinen Füßen gesessen und gehorcht, und zittere noch, wenn ich bedenke, wie mir darunter oft zu Muthe war. Da dachte ich dann in meinem Sinn, wie viel verworrener und verzagter müssen die da droben sich wohl fühlen, welche solche kopf- und herzbrechende Verzagtheiten und Verwirrungen machen können! Was ich damals ahndete und fürchtete, kann ich jetzt sehen und sagen. Ich war wirklich auch eine Zeit lang dumm und gläubig, die Jahre 1792 und 1793, und das sind die Jahre, wo ich am wenigsten gelernt und am schlechtesten gelebt habe, die Stunden abgerechnet, wo meine sündliche Jugend und Brudergemeinschaft mich aus der verdammten Hexerei herausriß. Die Katheder sind nun einmal die eisernen Stühle Heinrichs des Sechsten von Hohenstaufen, die in langsamer Gluth das Mark aus den Knochen saugen und den Saft und das Blut aus den lebendigen Gliedern. So spuken und hexen zuletzt Skelette über und mit Skeletten. Es ist ein Jammer, Bruder: ich habe die Leute ja gesehen bei uns und draußen, was sie

sind und wie sie es treiben. Bei uns freilich sind die jämmerlichsten, aber doch noch die besten und ehrlichsten im Richtigen. Es sind die rechten Zeichen, was die Wissenschaft und die Menschheit und Weltregierung geworden sind.

Ich dachte mir einst in seliger Jugend, wie es süß und herrlich sein müßte, die Fülle der Dichtkunst, die Kraft der Wissenschaft und Erfindung aller Zeiten gleich einem goldenen Samen in einem köstlichen Gefäße zu halten und auszustreuen mit Wonne und Begeisterung; es schien mir wie eine ewige Hochzeit, wie ein Götterbrautstand, der nicht alten könne. Und haben wir nicht solche Zeiten gesehen? Da, meinte ich, stehe man täglich verjüngter und vergötterter auf, wie von einer Braut, welche ewige Jungfräulichkeit und Huld bewahrte; man werde durch den Umgang mit den Heiligen, Hohen und Gewaltigen selbst zu Kraft und Würde geadelt; man sei gleich einem Instrumente, das, je älter es wird und je öfter es gespielt wird, immer reiner und süßer klingt, und am süßesten anschlägt, wenn die dünnen Breter endlich in der Fluth der Töne sich sprengen müssen: und dann pflegte ich im höchsten Stolz wohl zu träumen, selbst einmal solches von meinen Lippen verkündigen zu dürfen. —

Und nun? Ja die Welt ist noch da, aber die Menschen sind verschwunden, weil sie ihre hohe Ordnung vergessen und umgekehrt haben. Das zuviel hat auch hier geschadet und uns viel wollenden und viel könnenden Deutschen am meisten. Der Virtuos und der Weise in einer Kunst und Wissenschaft soll wohl ihre Weltweite und ihre Herrlichkeit übersehen können und sich ihrer Unendlichkeit freuen; aber er soll nicht alles okkupiren wollen, was er siehet, wie der Pflüger mit dem Pfluge und der Eroberer mit dem Schwerdte. Dies ist nur eine kurze Herrlichkeit; des Pflügers Kinder werden Geitzhälse und Sorglinge, des Eroberers Weichlinge und Knechte. Alles sehe, aber Eines fasse man, und halte es fest und fröhlich umschlungen, daß es mit dem umarmenden Herzen ganz zu Einem Leben und Dasein zusammenwachse und blühe. Aber wie hat man es gemacht? wie macht man es? Gierig greift man in den Reichthum hinein, will alles fassen und halten, täuschet sich in der ersten Freude, bildet sich und andere ein, daß man es könne, und lebt entweder glücklich in diesem Wahn fort, oder lügt auch bei dem Gefühl des Nichts zuletzt, was man zuerst glaubte. Solches dürftige und mehr noch solches gemeine und lügnerische Treiben macht kümmerlich und verzagt, blendet die hell-

sten Augen und dörret die edelsten Säfte der Fantasie und des Muthes in Höllengluth aus. Laß Dich nicht irren, Bester, durch das gewöhnliche Geschwätz, welches sagt, die viele Arbeit, womit man sich belasten müsse, sei es, und immer noch sei es ein Wunder, daß man in der Angst und Athemlosigkeit, womit man nach allen Seiten umherlaufen und zusammensuchen müsse, doch so Vieles und so Gutes leiste. Ich frage diese Klagenden: ei warum arbeitet ihr wie die Ochsen, und belastet euch wie die Esel? Die Arbeit, dieses göttliche Geschenk an den Menschen, ist es nicht; sie hat immer ihren Athem und ihres Athems Erfrischung in ihr selbst, gleich der Erde, die das Verwelkte nimmt und das Blühende wieder daraus hervortreibt. Arbeit ziemt dem Manne und gehört ihm, sie ziemt besonders dem Deutschen, der darin bewundernswürdig geduldig ist: wer nicht arbeiten kann und mag, verdient allgemeine Verachtung und werde als ein vagabundischer Knecht aus der Gesellschaft herausgegeißelt. Aber vergebliche, aber geistlose Arbeit — ja, das ist die größte Hölle, das bodenlose Danaidenfaß, das immer ausfließt und keine Freude zurückgiebt. Und daß unsre meisten Kathedermänner kümmerlich geistlos sind, wer will es leugnen? Wenn sie ja auch mit Geist begannen,

selbst

selbst mit Begeisterung, so wurden sie in die allgemeine Dummheit mühseliger und endloser Karrenschieberei der Gelehrsamkeit unvermerkt mit hineingetrieben und verlohren die Blume zu früh, weil sie zu früh die Frucht wollten. Denn sieh Dich um — wie kann man ein so thörigtes Vielerlei und Allerlei zugleich mit Genialität und Zeugungskraft treiben? wie muß das reichste Herz in den Barbierstuben und Trödelbuden des heurigen Parnasses nicht ein neugieriger Schwätzer und Frager, und dann ein alberner Zweifler und Behexter werden? Und ferner auch das viele Sprechen, wodurch das viele Hören auf unsern Akademien kömmt, da die Bursche die drei, vier Stunden, die sie zu viel zu des Professors Füßen sitzen, besser im Walde und Felde und in der Freiheit der Spiele und Kämpfe verlebten. Wie kann ein gescheuter Mann es aushalten, täglich mehr als zwei Stunden zu sprechen, weil er es will und muß? Unterscheidet sich der Weise von dem Thoren nicht grade durch Schweigen, und oft durch tagelanges Verstummen? Und hätte man auf diese Arbeit und Allwissenheit, wie die guten Männer sie meinen, sich nur etwas einzubilden? Gar viele von ihnen sind leider nichts als Bibliotheken und Register der Gelehrsamkeit, die das Fremde so viel getrieben und

sich zugeeignet haben, daß ihre gewordene seelen-
lose Larve aus hundert und tausend andern Lar-
ven zusammengestückelt ist, die sich nun vergebens
mit weitem Munde auf dem Kothurn des Ka-
theders aufblähet und gern im Schicksalstragö-
denton ihre Orakel sprechen möchte, die meistens
in unseliger Mitte zwischen Tragödie und Komödie
hängen bleiben. Denn was weiß auch der flei-
ßigste Mensch gewöhnlich? was weiß er, daß
er weiß, wenn er sich redlich prüft? Nicht, was
maulassende Schüler und Narren wähnen. Das
wenige Eigene weiß er, was fast allen Menschen
von der Hütte zum Pallast leicht zu lernen ver-
liehen, das wenige Tüchtige und für das Leben
Brauchbare, was das Leben einen jeden lehrt,
was schon in den Sprüchen der sieben Weisen
und den zwölf Erztafeln Roms enthalten ist.
Das ist der menschlichen Dinge Anfang und En-
de, und dann einige kleine Buchstabierübungen
und Räthselfragen, welche ein paar Jahrtausende
uns zugelehrt haben. Was das reichere Herz
sonst von Ansichten, Ahndungen und Poesie in
sich verwahrt, das läßt sich selten in lange Re-
den fassen, und darf nicht von Kathedern klingen,
wenn es nicht verloren werden soll. Es gehört
für die Freude des Lebens und der Gesellschaft,
für das zärtliche Weib und sein Bett, für die

lieben Kinder und für die Freunde, die nicht mit uns zu schwatzen, sondern mit uns zu leben kommen.

Jenes Wenige nun, was ich oben nannte, was jeder durch das Leben lernen und durch Fleiß und Studium erwerben und in sein eigenes Gut verwandeln kann, läßt sich wohl besprechen und mit Zuversicht und Vertrauen an andere überliefern; aber damit ist unsere neue Eitelkeit nicht zufrieden, und darf damit nicht zufrieden sein, wie es unter den Innungsleuten der Akademien und Fakultäten niemal abgemacht ist. Auch das Fremde wird dreist ergriffen, und dreister ausgesprochen, und damit beginnt das Verderben. Ich meine hier mit dem Fremden das, was wirklich fremd und dem Gemüthe und Kopfe noch nicht einverleibt ist; denn welcher Mensch, der lernen will, steht nicht auf fremden Arbeiten und Erinnerungen? Man ist bei der Ueberlieferung menschlicher Dinge und Künste wohl niemal in der Nothwendigkeit, sich auf den Glauben zu verlassen; ruht ja das Leben selbst, das tiefste und unergründlichste aller Dinge, auf nichts andern. So wie man unter Menschen wandelt und lebt, diesem auf sein gutes Gesicht das Leben im Schlaf der Nacht, jenem sein Vermögen,

dem dritten seine Ehre vertraut, so giebt es Gesichter in der Geisterwelt, welchen solche Wahrheit und Rechtlichkeit aufgedrückt ist, daß man ihnen auch das glauben darf, was man ihnen nicht nachzuerfinden und nachzuuntersuchen die Zeit hat: Gesichter wie Homers, Herodots, Bakos und Newtons, Linnés und Franklins. Was solche geben, das nimmt man auf guten Glauben an, und übergiebt es mit eben dem Glauben wieder an andere; doch immer still und bescheiden: man sieht es nur als sein halbes Gut an, weil es halb geschenkt, und nicht durch Arbeit erworben ist. Aber macht man es endlich wie Buhlerinnen, die nie mehr die Liebe, sondern immer nur den schlechten Leib hingeben und von jedem nehmen, so ist es aus. Dann ist es kein Glaube mehr, sondern Aberglaube, und, wenn man endlich weiß, was man leidet, Lüge und Atheisterei. Die meisten deutschen Kathederpropheten gehören doch wohl nur zu den Abergläubischen; aber die wenigeren Atheisten sind die Herren darauf, weil sie wissen, was sie thun. So vergeht in dem fremden alles eigene Dasein, in der Schande unwissender Nachbeterei und gelehrter Dunstmacherei stirbt alle Ehre und Liebe, die Wissenschaft wird gemein, das Wort Wind, die Gesinnung Trug. Dies sind die großmäuligen

und unverschämten Schurken, die unsern Sinn und unsre Kraft verderben, die sich und das Leben jedem Neuesten verkaufen, um in jedem Jahre neu zu glänzen. Von diesen haben einige Dich erschreckt und an Dir selbst irre gemacht. Von ihnen und von unserm Kathederparnaß will ich Dir nächstens mehr sagen. Denn zwischen allem diesen Unkraut kriecht Deine schöne Blume am Boden, und wir müssen ein wenig aufräumen, damit sie sich wieder zu ihrer alten Sonne heben könne.

Fünfter Brief.

Nicht heut erst scheint was sterblich ist mir Schatten gleich,
Und jene Menschen, die sich weise dünken, und
Der Redekünste Pfleger, ja ich sag' es kühn,
Daß grade sie der größten Narrheit schuldig sind.

Euripides.

Ja, mein Bruder, dahin ist es auch bei uns gekommen, es sind die größten Dummköpfe oder Narren: am Ende schwer zu wählen, was von beiden man lieber sein möchte. Ja, ich sage es kühn, daß die meisten unsrer sogenannten Gelehrten dümmer sind, als der Bauer, der seinen Katechismus nicht lesen kann. Dieser weiß doch Bescheid mit dem, was er thut, fühlt und weiß, daß er lebt und etwas macht, fühlt und athmet lebendig in der lebendigen Welt, und kann sich, wenn es Noth ist, in ihr vertheidigen und ihren

Besitz behaupten. Jene sind durch das Viele und Alle, was sie üben und wissen, ein völliges Nichts geworden, und gehen auf dem großen Anatomiesaal der Welt selbst als Skelette und Gespenster herum. Und kann es anders sein? Nur auf eignen Wurzeln kann jedes Ding mit Sicherheit stehen, und vergebens hinkt der Mensch fremden Geistern und Heroen nach, daß sie ihn mit zum Siege schleppen mögen; sie werfen ihn ab in der Gefahr der Rennbahn, und zerschmettert und zertreten, oder nur bestäubt und beschmutzt, ist er zuletzt immer das Mitleid oder das Gelächter der Menge. Denn mit dem Ernst, den er glaubt, kommen Wenige dahin, wenn er der Mann nicht ist, ihnen Ernst zu geben; die Meisten kommen zu allen Dingen zum Gaffen oder Gähnen, Einige auch wohl zum Lachen und Possentreiben. Der Mensch ist ein Ideenwesen, und dadurch von allen Thieren, die auch wohl Verstand haben, unterschieden; wir lassen ihn nicht mehr animal oder Thier schelten, oder wohl gar vernünftiges Thier, welches das gemeinste von allen ist. Das Thier kann viel verstehen, aber nichts vernehmen, und wenn es ja zuweilen eine Aehnlichkeit davon zu haben scheint, so wird sein Anblick uns so tragisch, daß wir es tödten möchten, um der Trauer zu entgehen. Wenigstens erinne=

re ich mich, daß mir in meinen Knabenjahren mit Hunden und Pferden zuweilen so ein Gram begegnet ist, als ich weder von Zoroaster noch Platon etwas vernommen hatte. Dieses Ideenwesen Mensch bedarf zu seinem Sein, d. h. zu seinem fröhlichen, lebendigen Sein, seiner himmlischen Nahrung, die in ihm selbst ewig wächst und vergeht; er muß zuerst und höchst durch sich sein, ehe er mit andern und in andern frei und sicher leben kann. Hat er sich durch lange Arbeit, durch redliches Dichten und Trachten nach Wahrheit in ihm selbst erklärt und gemacht, dann erst hat er die Helle, daß er andere Wesen und ihre mannigfaltigen Gestaltenwechsel in seinem erheiterten Spiegel aufnehmen darf, ohne durch das Vielfache sich zu sehr reizen und verwirren zu lassen.

Aber wie geht es unsern Weisen? Die Eitelkeit macht die Flaumenbärte zu Meistern in Jahren, wo sie die Welt erst erkennen und genießen sollten. Weil sie noch nichts sind und also auch nichts können, so dringen sie desto geschmeidiger in fremde Lebens- und Ideenkreise ein, und ziehen diese oft so frisch und genialisch um sich herum, daß die Hörer und Seher so getäuscht werden, daß sie glauben, es seien die Herren

selbst, und es sei ihr Eigenstes und Innigstes, was sie aussprechen. Aber nur Geduld! Es geht einige Jahre gut, aber dann ist es vorbei; die Kraft ist in unnatürlicher Liebe frühe erschöpft, und kehrt nimmer wieder, und wann ihres Lebens Herrlichkeit recht aufblühen sollte, beginnen sie schon zu verwelken. In sie selbst zurück geht kein Weg mehr, ihr Gemüth und die Flamme, die daraus hervorschlagen und frische Jugend entzünden sollte, ist auf ewig zugeschlossen. Sie haben den Mann anticipirt, haben ihn in fremder Rüstung gespielt; sie sind zu schwach, die eigene zu tragen. Wenn der Mensch, der zu seiner Zeit Kind und Knabe, Jüngling und Mann war, und ward, nach den Arbeiten und Mühen seine göttliche Ruhe hat, wo die Geister des Himmels und seines eigenen Herzens ihn besuchen, und wo er die zerrissene Kraft und die zerstreute Fülle seines Lebens wieder sammelt, um sich bald desto frischer in den Kampfplatz zu werfen, so krüppeln diese Kastraten, diese ausgehöhlten und gespenstischen Menschenlarven, in ewiger Mühseligkeit und Frohndienst fort, aber ohne den Anfang oder das Ende ihrer Bahn zu sehen. Sie haben nur Gewohnheit solches Treibens, aber keine Lust mehr daran, und können also auch andern keine Lust daran geben: glück:

lich, wenn sie nicht fühlen, was sie sind und was sie sein könnten. Aber andere von ihnen fühlen nicht, daß sie was Herrliches sein könnten — denn dazu sind sie zu schlecht — sondern sie fühlen, daß sie Schächer und Schwächlinge sind. Sie haben aber Scharfsinn genug, zu merken, wie dumm die Welt ist, sie noch für etwas zu halten; und grade dieses Geschlecht, wo es sich auch finde, meint immer, daß es berufen ist, die Welt mit Blendwerken zu regieren: und nach dem, was ich gesehen habe, muß ich fast gestehen, daß sie nicht so Unrecht haben. Es sind die Atheisten und Lügner, wie ich sie oben nannte, im Gegensatz gegen die gutmüthigen und schwächlichen Abergläubischen, deren Leben wir eben betrachtet haben. Es ist die größte Zahl von denen, welche die Welt mit Federn und Edikten steuern; unter der gelehrten Klasse hat sie den Namen Scharlatan und Bänkelsänger lange schon mit Recht geführt. Es sind alle die unredlichen Menschen, die in der Welt mehr wagen, als sie dürfen, mehr scheinen, als sie arbeiten, mehr lehren, als sie wissen. Von dem Maaß der Kraft und Gelehrsamkeit ist hier gar nicht die Rede, sondern von Wahrheit und Lüge, sie seien auch entstanden, wie sie wollen. Ein Mensch kann eine ungeheure Vielseitigkeit der Weltansicht, eine

leichte Uebersicht vieler Dinge, selbst eine ziemli-
che Einsicht und Durchsicht haben, (denn wo sie
groß sind, ist Lüge unmöglich) und mit reicher
Erfahrung und vielen Kenntnissen gerüstet sein;
und scheint und lehrt er in dem Geringsten et-
was, wovon er weiß, daß es nicht sein ist, wo-
von er wohl gar weiß, daß er es absichtlich thut,
um sich schimmernd und andere bethört zu ma-
chen, so ist der politische oder gelehrte Bänkel-
sänger fertig, jener Bube, den man mit einem
Mühlstein am Halse ins Meer werfen sollte, wo
es am tiefsten ist. Unter solche bist Du gera-
then, mein Bruder; denn wo ist eine gelehrte
Zunft, sei sie sonst auch noch so klein, die von
diesen nicht einige Hohnlächler und Spitzköpfe
und von den andern nicht einige gutmüthige Pe-
danten und steife Parückenstöcke hätte? Welche
von beiden die gefährlichsten sind für ein Leben,
das noch nicht ganz sicher ist, oder seine Natur-
sicherheit ihnen unglücklich aufgiebt, ist wohl
schwer zu sagen; denn wenn die einen ungebühr-
lich erschrecken, so wiegen die andern unselig ein:
und in beiden Fällen mag der Mann sich wohl
gleich schlecht stehen. Ich kann mir es recht le-
bendig denken, wie es einem wilden, feurigen und
genialischen Menschen gehen muß, wenn er, durch
ein näheres Verhältniß gebunden, unter solche

Gesellen geräth. Was er an Begeisterung, Jugendkraft und Feuerstrahl des Wortes und der That auch voraus habe, wie hoch er den Menschen und sein Wirken, und also sich selbst auch in seiner Pflicht stelle, so haben diese schwächlichen und ausgelebten Mystagogen und Brabeuten doch gewaltige Mittel in Händen, das Dunkel und den Staub auf seiner Bahn unendlich, und den gewissesten und herrlichsten Sieg unscheinbar und unbekränzt zu machen. Sie ermatten den Novizen, der nicht mit seltener Freiheit selbstmächtig in das Heiligthum zu dringen wagt, mit unendlichen Ceremonien und Vorübungen; sie halten den Kämpfer Tagelang durch Prüfungen und Formen auf, und lassen die ermattete Kraft und die Langeweile werdende Ungeduld gerade, wenn sie am wenigsten gerüstet ist, mit einem ihrer Klopffechter in die Rennbahn, oder erfinden für alte Kampfspiele neue Zusätze, um ihn desto sicherer zu verderben. Siehe, Lieber, hier grade stehest Du. Daß wir Menschen von fünf und zwanzig und dreißig Jahren weniger wissen, in dem gewöhnlich gemeinten Sinn, als die von funfzig und sechzig, ist natürlich und verzeihlich; daß wir in dem Theater- und Staatsgallakleide des ausgelebten alteuropäischen Lebens uns nicht gemüthlich fühlen, wie diese, und uns darin wohl

gar etwas albern darstellen, oder doch nie wichtig darstellen wollen, ist natürlich, und sogar lobenswürdig. Aber dies ist den Pedanten ein Hochverrath, und den Spitzköpfen eine Tollheit, die in Freude zufahren, das Herrliche zu erniedrigen, das sich ihnen nicht gleichstellen mag. Denn das ist einmal die Gesinnung dieser Weltlehrer und Weltherrscher, daß alles ihrer vornehmen Knechtschaft gleichen und durch bequeme Spitzbüberei und glänzende Lügen die Welt mit bethören soll. O wie ich diese Knechtsgesichter hasse, die als schlechte Affen aus den Vorsälen der Palläste weggeprügelt zu sein scheinen! ich kann es Dir nicht genug sagen.

Denke ich nun Dich im Gegensatze gegen sie; Dein mildes, liebendes Gemüth, das keine List merken will; Dein großes, brennendes Herz, das sich mit allen seinen Wahnen und Schwärmereien so offen hinlegt; Dein Mitleid, auch wo Du Sieger und Gebieter sein könntest, der Erbärmlichkeit zu schonen: so begreife ich den kleinen Triumph ihrer Seichtigkeit über Dich. Denn nie hoffe die Wahrheit mit der Lüge zu leben, als die Geissel in der Hand, daß diese zittere. Diese sehen immer nur ihr Kleines und sich selbst in dem engen Leben, und thun das

Schlechte sicher und gewiß, wenn Menschen wie Du in ihrer Weite über die kleine Welt und ihr kleines Selbst sich gleichsam zu einem unendlichen, allempfindenden und allgenießenden Leib ausdehnen, der den Streichen jener, die auf sich selbst enge zusammen gezogen sind, tausend Blößen giebt. Solche Menschen können und wollen die zarten Wahrheiten, und noch weniger die zarten Wahne nicht begreifen noch dulden: sie raufen die süßesten Blumen wie Nesseln aus, um sie zuerst zu examiniren und dann aufzulegen und zu trocknen, oder auch bloß, um sie mit ihren Elefantenfüßen zu zertreten. — Und selbst, wenn das nicht geschehen wäre, was ich nun klar sehe, daß es geschehen ist und geschehen mußte, so warest Du noch zu unschuldig für dieses verworrene und behexte Leben, um Dich darin hell und unbeklommen zu finden; Du warest nicht genug stätig in Deiner Kraft, um Dich unter Hinterlist und Dummheit zu behaupten, welche immer den Instinkt haben, sich selbst zu schonen, wo wir unsre besten Gaben reich und fröhlich wie die Götter vergeuden. Sie thun freundlich dazu, so lange sie müssen, und sehen, daß wir ihres armen Lebens Herr sind; aber unsre augenblickliche Armuth, die nur augenblickliche Ermattung ist, belauren sie, und zerhauen uns dann mit den schar-

tigen Schwerdtern ihrer Gemeinheit, zugleich mit einer Beherung, daß wir wohl endlich gar glauben, wir seien in einem ehrlichen ritterlichen Kampf besiegt. Ich sehe nun, Liebster, wie Dein edler, schlanker Stamm unter diesen dürren Felsen vergebens seine erquickenden Winde und Sonnenstrahlen suchte, in diesen kalten Sümpfen umsonst der Wurzeln reiche Kraft in eine milde Erde hinabzutreiben strebte. Wohl Dir und mir, daß der Blühende nur in Trauer, und noch nicht im Verwelken steht! Wir wollen Dich in Dein altes Land verpflanzen, und die alte Herrlichkeit und Lieblichkeit Deines Lebens soll Dich umkleiden, wie ewig hochzeitlicher Frühling.

Denn hier wie ist der Sieg und seine schöne Sicherheit zu erringen? und wo ist die Glorie für den Geübten und Gewaltigen in dem Gemisch, worin Ehre mit Unehre, Götter- und Heldenspiel mit Hanswurstgeschrei und Jahrmarktspossen so widerlich zusammensteht? Denn hier ist weder Spiel noch Schlacht: es ist alles zu langweiliger Posse und gemeiner Balgerei ausgeartet. Zwei Partheien bekämpfen sich lächerlich, und, wie sie meinen, ernsthaft genug; aber ein schadenfroher Dämon, der, wenn alle andern heroischen Dämonen des Licht- und Schattenreichs

sie verlassen, als ein kleiner olympischer oder tartarischer Thersites, der letzte unter den Menschenkindern, mit ihnen ist, und ihnen die albernen Farçen anordnen und durchspielen hilft, womit ein entartetes und abgelebtes Geschlecht sich statt der Freude behilft — dieser bübische und gaunerische Dämon hat ihre Augen und Waffen so gestellt, daß sie sich sicher immer auf zehen Schritt vom Leibe bleiben, wenn sie einander zu durchbohren meinen, und daß triumphirend und kläglich von Siegen und Niederlagen geschrieen wird, wo keine einzige Waffe traf und kein Tropfen Bluts floß. Gegen die Obigen nämlich, deren jämmerliches und spitzbübisches Treiben ich Dir wohl kaum gewiesen habe, wie Du es erfuhrest, hat sich eine mächtige Parthei erhoben, die nichts Geringeres gelobt, als ihren uralten verknöcherten und versteinerten Mumienthron der Gelehrsamkeit über den Haufen zu werfen, und alles Gewürm und Ungeziefer, das darin nistet und wimmelt, und alle Käuze, Fledermäuse und Murmelthiere, die finster und kalt darin hausen, zur Belustigung und zum Spiel der frischen Klauen und Flügel an das Licht hervorzutreiben.

Diese neuen Faustkämpfer zeigen zum Theil Schultern und Gelenkigkeit, welche Hoffnung

erwecken; aber der Uebermuth und Stolz, wo=
mit sie auftreten, die Unsicherheit des Neuen,
das sie so geschwind und eigenmächtig aus dem
frischesten Blute und Gebein der Welt zu ma=
chen drohen, ohne sich nach den Schmerzen der
Verwundeten und den Toden der Zerschmetterten
umzusehen, macht der armen Welt bange, und
der alte Mumienthron wackelt zwischen den Sto=
ßenden und Vertheidigenden noch immer hin und
her, obgleich manche Lücken darin geschossen sind.
Das Erste ist diesen Neuen leicht geworden, zu
zeigen, daß das Alte verknöchert und verhärtet
ist und sterben muß. Sie haben mit Scharfsinn
gewiesen, wie kümmerlich und seelenlos das euro=
päische Leben und Streben durch diejenigen ge=
worden ist, welche seine Erfrischer, Erhalter und
Träger hätten sein sollen; wie die Kunst zur
Karrikatur und zum Geplapper der Mode ent=
stellt ist in Gestalt und Rede; wie die Wissen=
schaften, auf weichen Präjudikaten der Gelehrsam=
keit hingestreckt, sich warm und faul in sich selbst
besonnen, ohne andern Licht und Wärme zu ge=
ben; wie Dummheit und Schlechtigkeit eine
Bahn, die in der Idee unendlich sein soll, ge=
sperrt haben, und durch ihre Häscher mit Stö=
cken und Spießen zurückweisen lassen, was die
wohlthätigen Schranken überspringen will. Eini=

ge von ihnen, die ersten, haben zu hohem Muth, hohe Geduld und Kunst gehabt und für Wahrheit und Recht redlich gestritten; Beifall und Zujauchzen fehlte ihnen nicht, was sie verdienten, was aber fast alles Neue auch unverdient erhält. Mit Ernst und Kraft traten andere in ihre Spur, und in der jetzt wahrhaftig geflügelten Zeit ist das Ausräumen und Verwandeln rasch genug gegangen. Aber dieser Zeit Karakter ist, nichts festzuhalten und in sich selbst zu begründen und zu gestalten, sie stürzt sich nur wie Welle auf Welle in Vergänglichkeit, und hat keine andere Freude, als die des Fortschießens und Zerstörens. So schießen auch die besten dieser Neuen gesetzlos und übermüthig fort, und ehren nichts Ewiges weder in ihnen selbst noch in den Zeitaltern; und die heillose Menge der Jetztlebenden, die alles will, aber nichts duldet, alles wagt, aber nichts vollendet, hat sich mit ihrer Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit nachgestürzt und befleckt den schönen Eifer und die männliche Geduld der wenigen Tüchtigen. Auf ihre Unzucht, auf ihre Unwissenheit, auf ihre Weichlichkeit und Untüchtigkeit weisen die Alten hin und warnen mit Recht vor einer Schwärmerei, die auf keiner Kenntniß, vor einer Herrschaft, die

auf keiner Arbeit, und vor einem Uebermuth, der auf keiner Kraft ruhet. Aber weil sie schlecht und verstockt sind, so möchten sie auch den Löwen, vor dem sie zittern, als Esel gelten lassen, weil so viele langöhrigte Thiere jetzt in Löwenhäuten umgehen. So ist der Streit endlos und die Verwirrung gränzenlos; und wie der schlimmste Despotismus jetzt schaamlos um sich greift, so bereitet er sich auch hier in der unverschämtesten Revolutionsmonarchie ein blutiges Schlachtfeld für die nächsten Decennien. Es stehen die Unwürdigsten der beiden Partheien frech und lauthälsig einander gegenüber und melden den Zeitgenossen, was solche Gesellen immer gebrauchen, es werde hier um das Heil der Menschheit und um das Glück und die Ehre der kommenden Zeiten gestritten. So viel ist gewiß, daß sie in dem Einen Recht haben, die Neuen, wenn sie sagen: „ihr Alten „seid Narren und Betrüger, eure Arbeit ist „Eselei, euer Musendienst Knechtsdienst, euer „Wissen Geistlosigkeit," und die Alten, wenn sie sagen: „ihr Neuen seid Schwärmer und „Weichlinge, eure Weisheit ist Wortdunst, euer „Stolz Unwissenheit, und eure Kraft Faul-

„heit." Du weißt, lieber Freund, was ich meine, Du kennst ihre Waffen und Gerüste, Du kennst die Tummelplätze und die Stellen, wo die Posauner, Ausrufer und Bänkelsänger stehen. Ich gebe Dir einige Tage Zeit, darüber nachzudenken.

Sechster Brief.

Dachte ich doch, daß es fassen würde; aber daß es so tief fassen sollte, war nicht die Meinung, Du Lieber, noch weniger, daß Du Dich bei mir entschuldigen solltest, als habest Du übel gethan, da Du doch nur übel gelitten hast. Du fühlst Deinen Zustand innig, wie ich aus Deinem letzten Briefe sehe. Aber das wollten Deine Freunde eben. Man muß seine Krankheit erkennen, und auch das erkennen, daß die Heilung allein in uns selbst liege, auf daß man sich ein Herz fasse zu genesen. In Deinen Klagen über das Unrecht, das ich Dir und Deinen Zeitgenossen in meinem letzten Briefe gethan haben soll, hast Du Deinen eignen Zustand, und was die unglücklichen Zeitgenossen mit Dir in Gemeinschaft leiden, so treu und so tragisch offenbart,

daß alle meine vorigen Worte dadurch zu stehenden Zeichen geworden sind, und klarer und klarer erblicke ich nun, wie Du mit Deinem schönen Leben in solche Zwietracht gerathen bist, und wie all dies Unzeug und dieser Krieg um Nichts, den man um den Besitz der Erde und des Himmels jetzt führt, auf Dich wirken mußte. Du hast mir Dein schönes, weiches Herz noch einmal hingelegt, blutig und zitternd wie es ist, aber immer noch lieb und menschlich. O daß meine Fingerspitzen zu Blumenköpfen würden, es sanft zu berühren! daß mein ganzes Leben in Liebe zerfließen könnte, es wieder zu erquicken und zu erwärmen, wie es in alten Tagen waidlich und mächtig schlug! daß keine Angst vor den triefenden Dunstnebeln und der eisernen Kälte, worin es erstarrte, seine fröhlichen Schläge mehr hemmte! Und, mein Bruder, in Deinen letzten Worten, wie wehmüthig und hingegeben sie ausgesprochen sind, hat mich eine lebendige Kraft, eine Thränenerquickung möchte ich sie nennen, angeweht, die durch ihre Wirkung auf mich beweist, daß sie in Dir noch etwas Lebendiges ist. Wer die Menschheit und ihr ewiges höchstes Ziel so sehen, wer seine Nichtigkeit — denn unsere höchste Kraft, gegen das Ganze gemessen, ist nichtig — so aussprechen darf, der darf auch wie-

der sagen: ich bin ein Mensch und ein Mann, und der darf aus eigner Majestät hintreten und Mann zu sein wagen. Sollten die Dummköpfe und Hohnlächler, und die wilden Ausschreier der neuen Weltverjüngung Dich aus Deinem Himmel herausbetrogen und herausrenommirt haben — und Du hättest nicht die Geduld, Dein eignes köstliches Gut vor ihren Augen wegzutragen und Dir auf einer neuen Stelle Dein neues Haus und ein neues Leben damit zu gründen? Die Letzten, glaube ich, haben fast schlimmer auf Dich gewirkt, als die Ersten, weil sie, wie alles, was in der Zeit jung ist, durch Hoffnungen, und selbst durch die Nachsicht, die man mit Proben hat, verführen und täuschen. Ich schließe dies aus der Art, wie Du mein Urtheil über sie aufgenommen hast, das Du ungerecht, und, wenn auch wahr, doch hart und bitter findest, weil es die Quelle des Uebels nicht richtig berühre. Du sprichst aber Deine Meinung über sie und ihr Wollen und Wirken auf eine so neblichte und räthselhafte Weise aus, als wolltest Du mit mir und ihnen einen Scherz treiben und uns beiden gleichsam versteckt sagen, was sie seien, und was mich an ihnen verdrieße. Es ist mir überall lieb, über die Sprache, selbst als solche, einmal mit Dir zur Sprache zu kommen, und was es

heißt, dociren und schreiben zu wollen; und die nicht bloß politische Gefahr zu beleuchten, die in diesem prometheischen Geschenke liegt. Doch davon weiter unten.

Also Du meinst, ein Zeitalter könne so hoch stehen in seinen Gefühlen und Streben, daß alle Form und Gränze ihm mit Recht klein und verächtlich dünken müsse; daß es das Feste in Politik und Kunst ohne Trauren dürfe vergehen sehen; und daß in Andeutungen und Anspielungen hoher Naturen mehr Kraft und Kraftoffenbarung liege, als in allem Thun und Wirken derer, die sich vergebens gegenan sträuben. Die Menschen, die nun gleichsam in der hohen Musik des Universum zerfließen, die das Wirkliche, was geschieht und jetzt geschehen kann, anekle, seien nicht nur die edelsten, sondern sie wirken auch das Edelste, und es sei unwürdig und zugleich unverständig von mir, selbst in ihrer Erniedrigung vor einer gemeinen Welt, in ihrer Schwäche, die nur so scheine, nicht eine höhere Achtung und Liebe der Natur und der Gottheit anzuerkennen, als derer, die im gemeinen Genusse so fortgrasen und im dumpfen Nachlernen und Nachbeten alter Gedanken und veralteter Weisheit die Erde lehren und richten wollen. Bruder, ich muß Dir wider-

sprechen: aber ich will Dir nicht wehe thun, wenn ich sage, daß eine täuschende Gemeinschaft, die Dir mit ihnen erscheint, Dich für sie besticht. Glaube mir, von den Menschen, die in Nebeln wandeln, die schöne Empfindungen ohne hohen Geist aussprechen, die sich auf Worte berufen, wo andere Erklärung verlangen, sind die meisten im Anfange Schwächlinge, endlich durch Noth Betrüger. Edle Naturen können durch Mißgeschick, durch Deßorganisation unter diese Nebler und Dünstler gerathen, aber Blitze, die unwillkührlich durch ihre Nacht schlagen, offenbaren, was sie sind; und wenn sie in solchem Treiben nicht frühe untergehen, so werfen sie, wie der Atlas im Frühling, den Schnee des Winters und die Dünste des Herbstes ab. Die Lehre ist einfach, wer nicht arbeiten mag, und doch genießen und etwas scheinen will, wird ein Gauner und Taschenspieler in Krügen und auf Jahrmärkten, ein Empfindler und unglücklicher Verliebter mit Weibern und Jungfrauen, ein politischer Täucher an Höfen und in Lägern, und ein geheimnißvoller, von göttlichen, unaussprechlichen Ideen überströmender Philosoph, dessen tiefe Wunder gemeinen Augen nie klar werden können, als durch den glücklichsten Adeptismus der Natur. Ich leugne nicht, daß dieser trügerische Schein mit

der wirklichen Wahrheit der größten Naturen etwas gemein habe, aber ich glaube, es bedarf keiner langen Mystagogie, um das Wirkliche von dem Nichtigen zu unterscheiden. Ich leugne auch nicht, daß es in einer gestaltlosen und maaßlosen Zeit, die man mit Recht die zweite allgemeine Sündfluth der Welt nennen kann, nicht leicht ist, Gestalt und Maaß zu gewinnen, und was man selbst, und was die Welt ist verständig und mäßig auszusprechen. Den Großen wollen wir verzeihen, wenn sie hier straucheln, aber loben wollen wir solches Straucheln nie, es gar als eine Ueberschwänglichkeit menschlicher Größe ausrufen nie und nimmer. Aber die Schwachen und Faulen, die sich solches Mangels und Verderbens, wodurch sie wieder vielen andern verderblich sind, mit der Zeit entschuldigen, sich desselben wohl gar rühmen, die wollen wir wenigstens vom Parnaß herunter geisseln; sie mögen hysterischen Weiblein und ausgelebten Sündern Mysten und Heilige sein, aber nie sollen sie sich einbilden, eine neue Welt verkündigen, oder wohl gar gestalten zu wollen. Und Du, dem es mit allem Heiligen immer heiligster Ernst ist, der die Wahrheit so bescheiden und fromm suchte und immer so bescheiden und fromm gab; Du, der grade durch diese Einfalt und Offenheit Thoren

und Buben ein Spiel wurdest; Du, der unglücklich ist, weil er der Kraft für die Welt und ihre große Gemeinschaft noch entbehrt; Du, an der höchsten und tiefsten Sehnsucht großer und reicher Gemüther schmachtender und kranker Mensch — Du willst dieses flache, gemüthlose, gauklerische Gesindel vertheidigen, das sich mit seinen Wasserblasen und Wolken auf Minuten wohl selbst täuschen kann, das aber in der That nur ohne Arbeit und Kampf genießen und herrschen will. Doch wir lassen diese Narren und Nebler, und gehen wieder auf uns selbst zurück.

Du schließest Deinen Brief mit einer rührenden Klage, die in ihrer stillen Erhabenheit etwas wahrhaft Poetisches hat, indem Du des göttlichen Geschäftes gedenkest, durch die lebendige Sprache, durch die Hand und den Blick und die Seele das Allgemeine und Wahre, was von Kunst und Wissenschaft und Leben irgend in Worte gefaßt werden kann, andern lebendig zu überliefern und so in einem scheuen Bunde der Mitschöpfung durch die künftigen Jahrhunderte mit allen Geschlechtern fortzuleben. Du blickst mit tiefer Wehmuth auf den Kranz, dessen erste Blumen welkten, ehe sein letzter Ring geschlossen war, als hättest Du das Köstliche unwiederbring-

lich verlohren. Doch sei es, wie es sei, tröste Dich, mein Bruder! Du kannst Dich trösten mit dem, was den Meisten begegnet, Du kannst Dich trösten mit dem, was Du behalten wirst, auch wenn dieser Kranz der Trauer nie neu grünen sollte. Ich sagte oben, das Dociren und Schreiben sei ein gefährliches Geschäft, nicht bloß politisch, wenn man die bedenkt, welche gern bastillisiren, deportiren, füsiliren — was einen Ehrenmann am wenigsten erschreckt — sondern auch menschlich betrachtet. Hier geht uns nur das Dociren an, was, auch in höchster Bedeutung genommen, immer nur eine Art Sprechen ist. Du hast lange gewußt ohne Jesus Sirach, daß, wo die Zunge am fertigsten, des Verstandes gewöhnlich am wenigsten ist. Dies darf gelten, selbst wenn die Trägesten mit den Feurigsten das Schweigen gemein haben. Aber man darf auch sagen, wo man die Zunge zu viel übt, verliert man den Verstand. Das magst Du mir wohl nicht so auf mein Wort glauben; aber ich habe Manches, worauf ich mich für diese Behauptung berufen kann. Ich habe Menschen gekannt, deren Jugend schön und hoffnungsvoll war, die als Jünglinge die goldenen Keime herrlicher Früchte und Thaten so still und mächtig in sich trugen, und durch Leib und Geist blühende

Geschlechter zu versprechen schienen. Sie geriethen durch Unglück, mehr als Männern recht ist, in die Gesellschaft von Weibern, deren Eitelkeit ihre Kraft in Kleinigkeiten und Spielereien aufrieb: sie lernten schwätzeln; Politik und Unruhe trieb sie auf Kaffeehäuser und Theater, unter Schauspieler und Kunstkenner: sie lernten schön sprechen; der Zufall oder die Gnade eines Gönners ließ sie stundenlang in Vorsälen stehen und aufwarten, Worte ohne Bedeutung sagen, und auf Worte ohne Bedeutung antworten: sie lernten mit Worten darstellen. Die Herrlichkeit ist hin, solche Menschen werden künftig weder etwas Großes thun noch machen; sie sind in dem Fall, worin der Mann sein würde, der sich mit dem vollen Gedanken, einem großen Genius das Leben zu erwecken, zu seinem Weibe legte, und in solchen Gedanken die That vollbringen könnte: siehe, er wird einen buntgefiederten Pfau der Eitelkeit, oder einen scharfzüngigen Spitzkopf zeugen. Solche Menschen habe ich gekannt. Sie hatten die arme Sprache bis in ihre geheimsten Geheimnisse durchgeplappert und durchrhetorisiert. Wenn die Begeisterung, welche die Natur ihnen umsonst gegeben hatte, sie zuweilen noch ergriff, so konnten sie wohl noch in einzelnen Fragmenten gött-

lich schön sprechen, daß es eine Freude gewesen wäre, diese Ausströmungen eines scheuen Gemüthes festzuhalten und aufzubewahren. Sollte es aber etwas werden, was Arbeit und Stille verlangte und nur durch Sammlung der Kräfte werden kann, so ward es frostig, manierirt und kümmerlich; und selbst das für den Augenblick Gesprochene ward endlich eitel leeres Geschwätz. So ist es, die Menschen hatten sich richtig entweiht und verschnitten, zuerst aus Gefälligkeit für andere, dann aus Eitelkeit, endlich — was das Letzte ist — aus heilloser Gewohnheit. Denn das ist der Fluch des vielen Sprechens und des vielen Hörens, wozu der Mensch, der arbeiten und denken soll, nicht von Gott erschaffen ist, daß, wie das Erste die gewaltigsten Kräfte unnütz in Eitelkeit ausgießt, so das zweite gleich einer bleiernen Last sie tiefer in uns zurückdrängt und zusammenpreßt, daß wir sie nicht bewegen können; weswegen das Erste albern und seicht, das Zweite schwer und dumpf macht.

Du wirst sagen: „aber es ist ein großer Unterschied zwischen Sprechen und Sprechen, und „Hören und Hören; es gilt auch hier, das Todte „macht todt und das Lebendige macht lebendig; „es ist des Geistes wie der Liebe herrliches Vor„recht, daß sie durch alles Geben nur reicher

„werden; sie haben ihre Erquickung und Stärkung „immer in ihnen selbst, und ihnen allein blühet „aus ewiger Zerstörung ewige Erneuung." Schön und wahr gesprochen. Aber es giebt ein stilles und gemüthliches Geben und Nehmen von Geist und Liebe; und wie die Liebe mit kurzen Worten oft, mit langen immer lügt, so möchte auch hierin dem Geist etwas Aehnliches begegnen, und ich zweifle fast, ob sein Bestes so leicht durch Worte ausgesprochen, als durch Worte weggesprochen werden kann. Mich dünkt, das Wort könne nichts weiter sein, als ein Zeichen, ein leiser Anklang von Geist, was es auch bei kleineren Dingen nur ist; das Verständniß seiner vollen Harmonie und seines innigsten Lebens müsse durch etwas Besseres kommen, durch stille Prophetie der Augen, und Gebehrden, und durch andere unsichtbare Emanation und Inspiration, die wir alle unter Menschen so oft im Guten und im Bösen fühlen, die aber, wie unsere innerste Entwickelung und Verständigung mit uns selbst, uns immer etwas Unbegreifliches bleiben wird. Es ist etwas in uns, was uns verstummen läßt, wenn wir uns am menschlichsten und seligsten fühlen, wenn das ganze Wesen in tausend süßen Zitterungen der reinsten, hellsten Wonne unseres Feuergeistes in uns selbst sich todt

zittern möchte. Wir sind am glücklichsten, wann wir schweigen, wir sind am frommsten in der Einsamkeit nach raschem Liebes- und Thatengenuß der Fülle und Kraft. Was uns wiederfährt, müssen wir auch an andern glauben, was uns beseligt, an andern achten. Es giebt einen Mißbrauch der höchsten und göttlichsten Dinge durch das Unmaaß, und wir bedürfen in unserer Zeit mehr als je jener lauschenden und gläubigen Sophrosyne, wovon die Weisen und Guten des Alterthums so viel wußten: jener schönen Tugend, die immer mehr zittert zu viel als zu wenig zu thun. Ich will Dich nur an Eines erinnern, Du Lieber — nie ist so viel gesprochen, docirt und geschrieben, nie so viel gelauscht, gehorcht, gehört worden, als zu unserer Zeit; und sieh Dich um, was gethan und gemacht wird; und sage mir, ob es Dich dünkt, daß die vielen Münde und Ohren und Finger, die behaupten für das Wohl der Menschheit und ihre heiligsten Angelegenheiten in Bewegung zu sein, etwas Herrlicheres und Ewigeres in That und Werk hervorbringen, als die früheren Alter. Nein, gestehe mir, daß alles schwächlicher, gestaltloser und vergänglicher ist. Denn so ist es von Ewigkeit her bestimmt, und schön ist es, daß die Götter es so bestimmten, daß man durch andere wenig werden

kann

kann und das beste durch sich selbst werden muß. Auch mit dem Lernen ist es nicht anders; deswegen sollten die Menschen doch allmälig anfangen, das Lehren und Lernen mäßiger zu gebrauchen. Geist und Kraft, die von der ganzen Welt und von jedem einzelnen Menschen uns zuströmen, können so dick nicht gegeben werden, als die Meister vom Katheder meinen; denn die liebe Welt ist überall nicht so dick und rund allen groben Fäusten anzufassen, als ihre Blindheit und Faulheit sie nun einmal gemacht haben. Ich will Dir, lieber Bruder, die schöne Begeisterung nicht nehmen, womit Du am Schlusse Deines letzten Briefes Dir das Wort der Wahrheit und seine heilige Verkündigung denkst. Es ist ein göttlicher Beruf, aber eben deswegen sind wenige dazu berufen, und auch die Hochbegabtesten müssen sich wohl hüten, daß sie durch Unmäßigkeit und Unzucht ein so seltenes Geschenk der Natur, hell klingende und tief weissagende Rede, nicht verscherzen. Wir Deutsche scheinen einmal das Volk zu sein, das mit einem eignen kassandrischen Fluch belastet ist, daß wir uns unser Größtes und Trefflichstes selten recht zueignen und zutrauen, und durch Proben und Pfuschereien unsre reiche Majestät des Gemüthes und der Sprache so vergeuden. Daher entspringt

der zweite Unsegen, daß wir meinen, des Guten nie genug thun zu können; daher die nichtige Arbeitseligkeit und schwächliche Geistlosigkeit, worunter wir erliegen. Ich weise Dich auf das Wahre und Einfache hin. Die größten und bedeutendsten Menschen haben selten viel gehört, auch selten am meisten und fertigsten gesprochen. Wenigen glücklichen Sterblichen gab die Natur überall das Seltene, die reiche Tiefe des Gemüthes mit lichter Klarheit und klangvoller Zunge immer fertig aussprechen zu können. Die unglücklichsten sind immer die, welche des Lernens und Hörens bei andern nicht satt bekommen können, denn aus Armuth an eignen Gütern sind sie so unverständig lüstern nach fremden. Der Mensch, welcher wirklich etwas lernt und weiß, d. h. welcher aus eigner Kraft etwas Eignes will und kann, wird am bescheidensten gern gestehen, daß er sein weniges Tüchtiges und Bleibendes, wofür er die Kunst des Vergessens nicht lernen möchte, aus innerstem Triebe und geheimster Liebe seines eignen Gemüthes sich entwickelt und errungen habe. Die andern, die nachher nur so nachdociren und nachregieren, sind doch nur Ziffern, die eben bedeuten, was man sie bedeuten lassen will; sie beweisen tagtäglich die alte Erfahrung, daß diese Welt so fest und herrlich

auf sich selbst geschlossen und gegründet steht, daß alle Thorenköpfe und Knechtsgesichter sie nicht aus den Angeln rücken können. Für diese muß nun freilich viel geschwazt und docirt werden; aber solchen, deren man überhaupt entübrigt sein könnte, wolltest Du die edelsten Gaben doch wohl nicht hinwerfen?

Und selbst, wenn man zu Göttern redte, und den gegebenen Geist in vollen Strömen wieder zurück erhielte, dürfte das Innigste nicht so gemein und häufig wie Wasser ausgegossen werden. Ist ein Mann weise, ist er einer Kunst erfahren, einer Wissenschaft kundig, so mag er täglich wohl eine bis zwei Stunden darüber sich frei und begeistert mittheilen, aber nicht mit jener Peinlichkeit und Mühseligkeit, wodurch die hohe Welt, die durch ihn in den Hörern gestaltet werden und gleich einer Latoischen Insel mit Tempeln und Orakeln aus der Tiefe des Herzens hervorgehen soll, zu einer flachen Sandwüste wird. Denn keiner glaube, daß er Geist zeugen kann, keiner bilde sich etwas ein auf die, welche bloß kommen, ihm sein Bestes abzulernen und nachzuäffen; sondern er ehre das allgemeine Gesetz, das jedem Sterblichen sein besonderes Gemüth, und; wenn er bei der

Wahrheit geblieben ist, besondere Schlüssel zum Leben und zur Kunst des Lebens gegeben hat. Nur als ein einzelner Klang zur vollen Harmonie, als eine leise Stimme, die zum Jubel von Hunderttausenden vorantlingt, sehe er sich an, ehre und bewahre also seine Würde und seine Kraft, nicht eitel viel zu scheinen, sondern stolz wenig zu sein, aber dies Wenige kräftig und hell darzustellen. Dann wird sich an ihm wie an Sonne und Luft eine schöne blühende Welt gestalten, und als Erreger und Erwecker des tausendfachen Geistes in andern wird der bescheidene Mann endlich den Lohn empfangen, den er zuerst kaum zu wollen schien. Wie viele Deiner Genossen waren, als sie begannen, Männer von Geist und Kraft, ergaben sich der Eitelkeit und dem Vielerlei, und waren und übten endlich nichts. Sieh Dich um nach den Gelehrtesten und Genanntesten auf unsern Universitäten; sieh sie selbst und ihr Leben: die, welche kindisch, lächerlich, erbärmlich sind in Leben und That, können sie hoch, stolz, groß sein in Wissenschaft und Kunst? Sie haben alles weggeschwatzt und ausgegossen aus Eitelkeit, und können endlich aus sich selbst nichts mehr. Dann ist die volle Gestalt und die lebendige Darstellung hin. Denn von was für Männern sind die Meisterstücke un-

ferer Sprache, worauf wir stolz sein dürfen? und wie viele Bücher sind seit hundert Jahren von unsern Kathederhelden geschrieben, die das Siegel der Unsterblichkeit tragen? Schlafe wohl, Geliebter. Morgen will ich mehr mit Dir selbst sprechen.

Siebenter Brief.

Wie glücklich für Dich, mein Bruder, daß Du noch so viel Gesundheit hattest, Dich krank zu fühlen, und daß Du mit den andern in einem halbirten Leben nicht arm und eitel fortträumen wolltest! Wie glücklich, daß die Natur Dir die fertigste Zunge versagt hat, wodurch so mancher ein Kümmerling wird! Du warest doch zu sehr Mensch, um nicht alle Bebungen, die in der Zeit fortzittern, in Deinem Innersten wieder zu empfinden, und von allen ihren blutigen und unblutigen Bewegungen angestoßen zu werden. Zu einer Zeit, wo die Gewaltigsten wanken und die Sichersten unsicher werden, wo in der völlig umgekehrten Welt selbst die Wahresten und Gerechtesten lange in der Irre gehen, ehe sie an ihrer eignen Treue sich den Babelthurm

der Wiedervereinigung bauen, war es unmöglich, daß ein so zartes und leicht anklingendes Herz nicht in mannigfaltigen und oft disharmonischen Schwingungen bewegt werden mußte. Ueberall scheint es mir, daß Menschen Deines Gemüthes nicht für das Dociren geboren sind, am wenigsten mit der Innungspünktlichkeit und Peinlichkeit, womit geistlose Pedanten das geistloseste Ding zu treiben pflegen. Du äußertest einmal in einem Deiner Briefe, der Mensch könne was er wolle durch die Idee sein und machen. Ich widersprach schon damals dieser Einbildung, die wirklich eine Einbildung ist, die Dir nicht ziemt, weil Du sie nicht nöthig hast; denn sie ist eine Erfindung von Schwächlingen und Unwissenden, die ohne Arbeit und Ernst gern etwas bedeuten möchten. Es ist wahr, die Idee ist des Menschen leuchtende Sonne, wodurch die ganze Welt und seine eigne Kraft erst in voller Herrlichkeit verklärt wird; jener unsichtbare Zauber des Gemüthes, wo alles Kranke und Gebrechliche als ein täuschender Schein abfällt, und Jugend und Unschuld als eine liebliche Blume jung und frisch um uns und in uns erblühet: jener selige Zustand, wo wir wie ein Bild werden, worin die ganze Welt mit ihren zartesten Wechseln sich klar und heiter wiederspiegelt. Es ist wahr, die Idee

ist das eigenste Leben des Menschen; ohne sie ist er ein verhärteter Stein ohne Glanz und Weiche; durch sie nur wird er, was er sein soll, zugleich leicht und ernst, beweglich und fest. Die Idee ist jedem Menschen einwohnend, der nicht desorganisirt als ein Narr geboren ist, oder durch Faulheit und Liederlichkeit sich zum Narren gemacht hat. Doch wirst Du mir nicht leugnen, liebet Bruder, daß die Grade und Unterschiede auch hier unendlich sind, und daß die Natur einigen eine so schwere und harte irdene und steinerne Hülle um das Götterkind Seele geworfen hat, daß ihre Lichtstrahlen nie in dem hellen Feuer hervorschießen können, womit die Idee uns allein ihre überschwänglichen Bilder mahlen kann. Diese Unglücklicheren werden selten durch sie erleuchtet, sondern nur durch ein dämmerndes Verständniß von ihr geleitet.

Und doch ist Deine Behauptung in einem gewissen Sinne wahr, daß der Mensch alles, was er wolle, durch die Idee sein und machen könne, wenn man nur das Wörtlein: alles, was er wolle, ein wenig beschränkt, daß es nicht so aussieht, als wenn dies alles so viel bedeuten solle, als allerlei, was und wie es ihm einfällt; denn so scheinen es jene

Gewaltigen zu nehmen, die alles aus sich selbst schöpfen und sind, jene Jünglinge, deren hohes Wollen Du so eifrig gegen mich vertheidigst. Diese haben ihre guten Gründe dazu, die ich Dir ganz kurz herzählen will, da wir die Vögel beide kennen. Sie haben durch ihre Albernheit und Schlechtigkeit das göttliche Wort Idee und seine Bedeutung fast lächerlich gemacht. Arbeit und Mühe ist nach ihnen der Bedarf gemeiner Naturen, die nur sich selbst und andere zu füttern da sind, und schwer erwerben müssen, was den Glücklichen mitgeboren wird. Ohne Arbeit und Studium, ohne durchwachte Nächte und fleißige Tage kömmt diesen durch bloßes Ideenspiel, durch die Klarheit und Reinheit innerer Anschauung alle Weisheit und Kunst, alle Wissenschaft und Erfindung aus ihnen selbst. So werden sie durch Einen großen Schlag, durch Eine aufblitzende Wetterleuchtung des inneren Gemüthes in wenigen Stunden Aerzte und Naturkundige, Metaphysiker und Philosophen, Poeten und Seher; und können, wenn das perpetuum mobile dieses ästhetische und poetische Spiel einmal in Bewegung gesetzt hat, alle Götter und Geister damit bannen und lösen, wie sie wollen. Deswegen appelliren sie immer an diese innere Anschauung und Offenbarung, und schelten und zür-

nen, wenn man sie etwas genauer nach ihrem Wunderwesen fragt, auf den gemeinen Pöbel, der immer Zeichen und Wunder sehen wolle, ehe er glaube. Die Herren sind gescheut. Sie haben immer eine Hundehütte, wohin sie, wenn ihnen bange wird, zugleich beschämt und trotzig sich ins Dunkel zurückziehen und brummen und knurren können. Dies sind die faulen und ideenleeren Narren, die selbst die heiligsten Anschauungen und Offenbarungen göttlicher Herzen, wenn es möglich wäre, den Leuten zum Spott machen würden; denn wozu Wenige durch großes Herz und seltenen Ernst und Fleiß ein stilles Recht haben, dazu drängen sich die Vielen mit der lautesten Frechheit.

„Der Mensch kann, was er will, durch die „Idee sein und machen." — Ja, Lieber, wenn er noch einen Willen hat; denn dann wird er wollen, was er muß. Aber willkührlich, wie sie uns einbilden möchten, auch wo die Natur den Boden versagt hat — nein, das kann und darf er nicht, und das ungöttliche Wesen, was er treibt, straft ihn für die Narrheit und Hurerei des Gemüthes, das nichts schaffen wird, weil es Gesetz und Zucht nicht achtete. Denn nicht zu allerlei, sondern zu allem ist der Mensch be-

stimmt; d. h. wozu sein tiefstes Leben ihn treibt, das soll sein Alles sein, das soll er ganz thun; und das wird er auch sein und thun können, wenn er sich sein selbst durch sich selbst, oder durch die Idee, bemächtigt. Die Idee ist gewiß das innigste, geheimste, inwohnende Licht des Menschen, das auf die ganze Welt und auf ihn selbst einen himmlischen Schein wirft, daß sie groß und herrlich werden vor dem Blick, wie sie sind: durch sie ist ihm alles enthüllt, durch sie steht der Spiegel des Universums vor ihm aufgedeckt. Aber alle Sonnenstrahlen und Blitzleuchtungen der Idee fallen doch bei jedem Sterblichen besonders in Einem Punkt zusammen, in dem Punkt, wo das eigentliche Organ seiner individuellen Kraft ist. Da koncentrirt sich die größte Helle und Wärme, und wenn er da das zarte Leben der Idee züchtig und mäßig bewahrt, so kann er durch sie alles sein und machen, was er will; denn er will dann nur, was er liebt. Es liegt eine dumme Hoffart darin, zu meinen, daß jeder einzelne Mensch gleichsam die Allheit des ganzen Geschlechts sein und darstellen könne; daß er zu gleicher Zeit Richter und Poet, Metaphysiker und Kontorist, ein tüchtiger Pflüger und ein großer Astronom sein könne, wenn er sich zu der Höhe der Idee aufzuschwingen wage, die

aller Dinge Meisterin, Königin und Schöpferin werde. Wir haben die vielfachen Proben gesehen, und sehen sie täglich, was ihr Leutchen mit eurer vielfachen Herrlichkeit könnet, und lassen uns durch euer Affenspiel und Affengeschrei nicht bethören. Es ist nicht wahr, daß der Mensch das Talent und die Lust zu allem habe, was man so in Bausch und Bogen menschlich zu nennen beliebt. Mit den Thieren, deren Leben enger ist, scheint es bei jedem in seinem Geschlechte fest abgeschlossen; aber es scheint auch nur so. Ihr Allgemeines ist auffallender, weil es weniger ist, als des Menschen. Aber ihr besonderes, auch ihre verschiedensten Temperamente, Neigungen und Fertigkeiten, die jedes für sich hat und offenbart außer jenem Allgemeinen, wird keiner leugnen, der sich nicht zu gut gehalten hat, auch mit ihnen zuweilen umzugehen und sie zu belauschen, wo sie unter menschlicher Willkühr nicht bloß Knechte sind. Der Mensch, der König der Erde, umfaßt in seinen Individuen aller Erdenwesen Triebe und Neigungen, und stellt sie wieder in größeren Bildern dar, in Unterschieden von Fertigkeit und Talenten, die eben so groß sind, als vielleicht durch das übrige Reich der Lebendigen die Grade von dem trägesten und verschlossensten Stein zu dem gelehrigen und verständigen Pferde

und Hunde, oder zu dem leichten Affen und dem verschlagenen Fuchs. Zwar jedem Menschen ist bis auf eine gewisse Weite zu vielerlei Dingen Anlage und Begriff verliehen: aber zu Einem zieht jeden Gesunden seine ganze Liebe: dies Eine ist gleichsam sein Instinkt, woran er sich halten und woraus er alle Fertigkeiten, die er lernt, und alle Künste, die er treibt, schöpfen muß: dies ist sein fester Boden, worauf er mit sicheren Füßen stehen muß, damit seine allgemeine Liebe nicht Wind werde und die Vermessenheit, die alles umfassen will, nicht phaetontisch den Hals breche.

Hiehin wollte ich mit Dir. Diese festen Angeln, worin man seinen Himmel und seine Erde allein mit Sicherheit hängen kann, sollte der Mensch an sich achten und behüten und nicht nach Fremdem laufen, wo er daheim Herrliches hat. Und selbst, wenn das Eigene nicht herrlich ist, muß man es doch als sein Herrlichstes ansehen und bilden, weil kein Fremdes je der feste Grund unsers Lebens werden kann. Aber das ist eben die Sünde unsrer Zeit, die so viele Sünder und Elende macht, daß man dem Gott in seiner eignen Brust nicht mehr vertrauet und sich an fremde Abgötter und Propheten hängt, die in die Irre und in das Elend führen. Ich erinnere

Dich hier wieder an das, was ich gestern über die Gefahr des vielen Sprechens sagte, und über die Mittheilung des Geistes an andere buchstabirte. So wie des Geistes in der Welt vielerlei ist, so vielerlei sind seine Mittheilungen und Ueberlieferungen an andere. Aber wie ich gestern behauptete, daß aller Ausgang des Geistes aus uns selbst, und aus der Welt und dem Menschen zu uns etwas Geheimes und Unentdecktes sei, so muß ich jetzt auf etwas Anderes kommen, was vielen gleichfalls geheim dünken mag.

Es scheint in dem Menschen wohl und gesetzlich gegründet zu sein, daß alles in sich selbst Reine und Harmonische nur rein und harmonisch auf andere wirken könne, daß das Wilde und Gesetzlose aber heftige und trübe Eindrücke zurücklasse. Diesen leisen Takt des besseren Dämons in uns haben wir oft außerordentlich glücklich, und fühlen die Wirkungen des Lebens, das uns gegenüber steht, oft so leicht, wie die zartgespannte Saite dem Athem jedes Lüftchens ihren reinen Klang giebt. Menschen, die keinesweges durch hohes Gemüth und kühne Energie ausgezeichnet sind, sondern sich bescheiden in ruhiger Mitte tragen und anspruchlos auf dem sicheren Boden einer frommen Natur ruhen, lassen gewöhnlich an-

muthige Empfindungen und zart anwehende Gedanken zurück, die wie ein mild erregender und belebender Frühlingswind unser ganzes Wesen erquicken und freudigen. Andere dagegen, heroische, hochbegabte Menschen, wirken oft widerlich und zerstörend auf uns, reißen unser ganzen Dasein in eine wilde Fluth von Gefühlen und Streben, und lassen uns endlich in einer Verfinsterung und Verworrenheit, woraus wir uns kaum wieder zu Licht und Stille erheben können. Wodurch diese Wirkung? weil diese Menschen ihre eignen hohen Güter nicht richtig hatten, sondern das Herrliche wüst und gesetzlos gebrauchten. Ueber der ewigen Unruhe und dem Kampf nach Höherem außer ihnen, als in ihnen lag, waren sie gestaltlos geblieben, und mußten das Schönste, was sie andern gaben und darstellten, natürlich mit Leidenschaftlichkeit und Ungestüm geben und darstellen. Es ist also nothwendig zum richtigen Menschenleben und zur rechten Mittheilung des Besseren in uns, daß wir zuerst durch uns selbst auf uns selbst gegründet seine und dem eigenen Leben Maaß und Gestalt gesetzt haben. Sobald dies geschehen ist, und natürlich geschehen ist, wird erst eine reine menschliche Verbindung mit Menschen möglich. Wolltest Du also lehren und zu andern sprechen, woher wolltest Du das Ge-

müth und die Liebe nehmen, als aus Dir selbst? woher jenen milden Athem der Begeisterung, der unsichtbar andere anweht? Wie Du bist, wie Du sein mußt und sein kannst, so vollkommen, oder unvollkommen, so klar oder trübe, mußtest Du Dein Wesen andern übergeben, und jenen Geist, der immer nur bei Einfältigen und Natürlichen bleibt und durch sie von jeher seine Wunder gethan hat. Was griffest Du Reicher und Einfältiger nach neuen Verkündigungen fremder Herrlichkeit, und machtest Dich unsicher und schwach, da Du in Dir fest und stark sein durftest? Aber Du Mensch voll Musik und Träume, Du musikalischer Vogel auf den Zweigen, solltest du weissagen wie Raben und Adler? hattest Du nicht genug mit den Nachtigallen an den süßen Tönen der Liebe und Lust? Hier fasse ich Dich noch einmal, und beschaue den innersten Trieb Deines Lebens. Und wie ich ihn recht beschaue, sehe ich die ungeheure Gefahr, worein Du Dich gestürzt hast, daß Du, Du sprechen und kanzeln wolltest, und dies in einer so marklosen und ungestalten Zeit, als die unsrige.

So hätte ich denn Dein Urtheil ausgesprochen, Du sollst den Doktormantel abwerfen und auf immer vom Katheder herabsteigen: also steht

es

es unerbittlich fest. Ich kann Dir es nun auch ungefähr beweisen, so weit man überall dergleichen beweisen kann, besonders Menschen Deiner Art. Ich muß deswegen einige kurze Worte über Kunst und Kunsttrieb mit Dir sprechen.

Du weißt, wie man das Wörtlein Kunst mehr als recht in den neuesten Tagen gebraucht und gemißbraucht hat, wie man geglaubt hat, durch eine Wissenschaft, die den Vätern ein Geheimniß war, alles Ding unter der Sonne zur Lust und Leichtigkeit der Kunst zu erheben. Die neueste Philosophie hat sich damit vorzüglich breit gemacht. Wie es mit ihrer Leichtigkeit und Lust stehe, kannst Du besser beurtheilen, als ich: ich sehe es nur denen so ab, die sich dessen rühmen. Die Alten glaubten, daß die Künste nicht gelernt werden könnten, sondern daß man dazu gebohren werde; nur was Handwerk an ihnen sei, könne gelehrt und gezeigt werden. Dies mag wohl von allen menschlichen Dingen gelten; aber bei der Kunst, als der höchsten Blume der Menschheit, hat man es am klarsten gesehen. Das Wörtlein Kunst kömmt her von Können, und bezeichnet die Genialität und Zeugungskraft des Menschen in einem vorzüglichen Grade. Nicht wer viel thun und wirken, sondern wer viel machen und zeugen

kann, heißt deswegen ein Künstler im höheren Sinn, den ein angebohrner Trieb zum Bilden und Darstellen zwingt, und der sich diesem Triebe mit der ganzen Fülle und Liebe seines Lebens ergiebt; wie man auch die Thiere, deren Leben weniger Leidenschaft und Willkühr zeigt, Künstler zu nennen pflegt, als den Biber, die Ameise, die Biene, den Seidenwurm, die sich ihre Häuser und Gräber mit einem so stillen und lieben Reiz ewiger Wirksamkeit bauen, und in dieser süßen Wirksamkeit so sicher und selig sind. Gleichwie diese Thiere nur bloß das Eine sehen und thun, in dem Einen thätig und glücklich leben und sterben, so ergeht es auch den Menschen, welchen die Natur die stille Liebe der Kunst verliehen hat. Sie sind die Frommen und Glückseligen, und im zarten Wirken und Weben rollt das Leben mit ihnen dahin, indem sie kaum vernehmen, was auf den Jahrmärkten und in den Kriegslägern der Welt geschrieen und geschlagen wird. Denn wer ganz in Einem ist, kann sich nicht in so vielen zerstückeln, wie die Menschen der That jeden Augenblick thun müssen. Ich erinnere Dich wieder an das, was ich oben sagte, daß die reichsten und geistreichsten Menschen selten die fertigsten und leichtesten Zungen haben. Auf eigener Fülle ruhend, und dieser Fülle still genießend,

haben sie nicht so viele Eitelkeit zu lehren und zu lernen, als andere. In den reichen Träumen und Bildern einer blühenden Fantasie und einer Brust voll Liebe schwelgen sie in einsamer Wohllust für glänzende Geburten, und haben nicht so viel Ueberflüssiges zu ergießen, als die seichten Wasserblasen, deren Augen und Lippen immer naß sind, die aber nie etwas schaffen und bilden können. Weniger Bedürfniß zu sprechen habend, üben sie die Sprache weniger; ja manchen von ihnen scheint die Natur, damit sie in Anderem desto mächtiger seien, die Gabe, durch Sprechen darzustellen, ganz versagt zu haben. Jemehr der Mensch kann und thut, desto mehr liebt er das Schweigen, besonders das Schweigen über das, was er eigentlich kann und übt. Er liebt nicht sich zu erklären, was er durch eine geheime Anschauung und einen heiligen Instinkt so sicher besitzt; und seinem Wirken der Einheit, wo alle Gemüthskräfte sich immer leicht schwebend im schönen Gleichgewichte erhalten, ist das Theilen und Zerlegen durch Worte und Begriffe ein Gräuel, jenes ewige Zerbrechen der Gestalten, was ja auch das Sprechen auf deutsch heißt. Nur wo aus reinem Gemüthe einfältige Worte wie zarte Blumen aus eben gesprengten Knospen hervorbrechen, da wird auch ihm wohl das Band

der Zunge gelöst, und dann muß er die Mysterien der Kunst und Natur bei ihrem Gebähren und Bilden in wunderklaren Prophetien der Begeisterung verkündigen. Wir wollen zur Lust einige Künstler betrachten, wie man sie überall im Allgemeinen betrachten kann, nicht leugnend, daß diese allgemeinen Ansichten viele kleinere Verschiedenheiten und Unterabtheilungen haben. Wir wollen einige Grade der Kunst durchgehen und ihre Nothwendigkeit betrachten, wie die einen fast unmittelbar auf sich selbst ruhen und in ihrem Instinkt zu leben scheinen, die andern schon mehr in die Weltweite hinausblicken und mit Begriffen kämpfen müssen.

Zuerst nur tritt mit mir in die Werkstätte eines bloßen Mechanikers, der sein Geschäft nicht mit Handwerkssinn wählte noch übt. Welch ein ruhiger, heiterer Verstand, welch ein stilles und klares Leben spricht Dich da aus allen Zügen an! Bescheidenheit, Mäßigkeit, Klarheit, und also reine irdische Glückseligkeit schlagen in solchen Brüsten ihren stillen Wohnsitz auf und leuchten von Stirnen und Augen. Man sieht es ihrer Stellung und einer süßen leuchtenden Begier in ihren Augen an, daß sie immer in einem betrachtenden und gleichsam übergeneigten und lauschen-

den Zustande sind, als gienge ihnen irgend ein neues Bild, ein neues Werk auf, dessen Zusammensetzung sie sogleich fassen und nachher nachmachen möchten. Sprichst Du mit ihnen, so geben sie wenige kurze Worte, am liebsten und kürzesten nur von ihren Sachen: die andere thätige und treibende Welt kümmert sie nicht, und liegt als ein ganz fremdes Land außer ihrem Wege und ihrer Kunde. Wodurch sie ihr bestes machen, und warum sie es machen, das wissen sie Dir selten zu sagen; eben so wenig, warum ihnen meistens geistvolle Söhne und anmuthige Töchter gebohren werden: aber das können wir andern wohl ungefähr errathen. Sie leben fast ganz im Instinkt.

Noch fast mehr thut dies der wirklich große Musiker, sei er es als Saitenspieler, oder als Verfasser. Ich habe manche solcher Menschen gekannt, kenne auch Dich, und kann also sagen, was ihr seid, wenn ihr in eurem Triebe stehen bleibt. Keine Klasse von Künstlern scheint so von einem unmittelbaren Instinkt beherrscht zu werden, keine ist also wohl in einer instinktleeren Zeit mehr ausgesetzt, zu verderben und verdorben zu werden, als grade diese; weswegen schon in der weiland alten Zeit, wo die Menschen mensch-

liche Dinge klarer sahen, als wir, weisen Männern und Gesetzgebern bei der Musik oft bange war, die bei uns ungestraft und unbeschränkt in Kinderstuben, Kirchen und Theater, wie sie will, ihr Wesen treibt. Daher das Gewöhnliche, das, wie man es gewöhnlich nimmt, ganz wahr ist, was die Leute so zu sagen pflegen: „Das ist nun „einmal ein Musikus, man kann es ihm nicht „übel nehmen, die Art Leute sehen und hören „nicht, und sind eben dumm, und können nichts, „als ihr bischen Musik." Dies ist bei manchen großen Meistern so wahr gewesen, sie sind in ihrem Instinkt so fest eingeschlossen gewesen, daß es durchaus unmöglich war, sie etwas anderes zu lehren; gleichwie Thiere mit einem eigensinnigen Instinkt, z. B. Katzen und Jagdhunde, nicht gern auf etwas Fremdes abgerichtet werden können. „Von ihnen heißt es mit Recht: in diesem Einen leben und sind wir;" und wollte Gott, jeder Mensch könnte so in dem Einen leben, was er sich als sein festes Ziel vorgesetzt hat! Man glaube darum nicht, daß die Musiker in einer Dämmerwelt trüber Anschauungen und ewiger Träume leben; dies begegnet, wie allen Stümpern in aller Kunst, nur den Halblingen unter ihnen. Auch ihre Welt ist eine klare und wahre Welt, aber doch eine völlig an-

dere Welt, als die unsrige. Die aber in der Musik nichts weiter sehen, als ein bloßes Spiel von Empfindungen und Andeutungen, eine liebliche Gestaltlosigkeit voll Sehnsucht und Schöpfungskraft, mögen sich selbst sagen, was ihnen Empfindung, Lieblichkeit und Gestaltlosigkeit ist, und es verantworten, daß diese Kunst, wenn sie nichts weiter, als dies ist, noch immer frei schalten und walten darf. Aber offenbar wandeln sie selbst im Nebel und vermischen das viele Verworrene und Gemeine, was diese Kunst unstreitig hat, mit dem wenigen Wahren und Reinen derselben. Die Musik in ihrer edleren Bedeutung ist der Vorklang der Welt und des Menschen, also kein Chaos, worin nie ein Vorklang sein kann von etwas, dessen Bild Ordnung und Gesetz ist. Man möchte sie die zarteste Gestalt und den leisesten Klang der Ideen, oder Vorbilder aller Dinge nennen, die voranleuchtete und voranklang, als der Dämiurg den Weltbau begann und Geister und Engel und Menschen schuf. Aber wie? dürfen Maaß und Gestalt fehlen, wo Schönheit sein soll? Freilich die Gestalt, und, daß ich so sage, der Leib der Musik ist so zart, daß trübe Augen und dicke Finger sie weder sehen noch fühlen können. Diesen müssen die Künste sich zu ungestalter Leidenschaftlichkeit und gemei-

ner Modespielerei erniedrigen, wenn sie ihre gro-
ben Organe durchdringen sollen. Aber nach ih-
rem Urtheile und Bedürfnisse sollte man die hei-
ligen Künste doch nie richten und üben. Die
Musik ist eine klare, rhythmische und volle Spra-
che für sich, genügt sich selbst und bedarf der an-
dern Sprache unsers gewöhnlichen Alltagslebens
fast gar nicht; sie scheint oft nicht einmal eine
Anerkennung der Würde dieser alltäglichen zu ha-
ben, und darin hat sie freilich Unrecht, und muß
für den Irrthum schwer büßen. Ich möchte sie
die Ursprache des Gemüthes in Gesammtheit, die
eigentliche Sprache der Seele nennen, da unsere
gewöhnliche Wortsprache, die auf Meisterlippen
auch eine göttliche Gesammtsprache werden kann,
sich selbst dem Geist bequemen muß, oder, wenn
man stolzer reden will, bequemen darf, ohne ihre
Herrlichkeit zu verlieren; was der Musik in sol-
chem Falle unfehlbar begegnen würde, und leider
begegnet ist. — Um wieder auf die Musiker und
Dich zu kommen, so wisse, daß zwei so verschie-
dene, wenn gleich verwandte Sprachen mit Klar-
heit und Schönheit zu sprechen wenigen Sterb-
lichen verliehen ist. Wer die Meisterschaft in der
einen hat, begehre sie nicht in der andern. Ward
Dir die zarteste Sprache und der himmlische An-
klang der Ideen in beiden, so bleibe in der seli-

gen Wonne Deines Himmels, und wolle da nicht mit Begriffen scharmützeln, wo Du mit dem vollen Gemüthe glorreiche Siege erringen kannst.

Die Mahler kommen an die Reihe, die Kinder des Lichts und der Farben. Man kann von ihnen sagen, daß sie sich zu den Bildhauern verhalten, wie die Musiker zu den Poeten. Denn wie die Musik die zartere Urgestalt und der zartere Vorklang der Welt und des Menschen ist, so ist das Licht gleichsam die lieblichere Voridee alles Lebens und aller Freude. Der Liebling und Liebende des Lichts, der gebohrne Mahler, wird eines feurigen und kühnen, aber doch weichen und frommen Gemüthes sein, gebundener und eingeschlossener in seinem Instinkt, wenn das Licht bei ihm vorherrscht, freier, und vielleicht weniger selig, wenn die Darstellung der Gestalt ihn mehr anzieht, und er das Licht nur als Mittel gebraucht, und weiß, warum er es so gebraucht. Darum sind die eigentlichen Lichtmahler, die Meister in Landschaften, und die sich in Darstellungen der Elemente und in Scenen der schuldlosen und willenlosen Natur gefallen, wohl die ächtesten Mahler; und diese sind mit den Musikern so im Instinkt befangen, so einzig auf ihre Liebe und ihr Leben hinblickend, daß sie bei aller Tiefe ihres

Gemüthes wenig um sich her zu sehen scheinen und von gemeinen Menschen oft für sehr dumm gehalten werden, worüber sie sich leicht trösten können. Man weiß, was dem herrlichen Claude Lorrain begegnete. Er war für alle Handwerke zu dumm, und wurde, nachdem er mehrere versucht hatte, zu einem todten Instrument *) für sie, zu einem Handlanger, erniedrigt, bis ihn sein guter Stern nach Rom führte, wo seinem Auge Bilder gezeigt wurden, die seinen hohen Beruf für das Sonnenreich der Farben offenbarten und der Welt einen der seelenvollsten Darsteller des Lichts und des Lebens schenkten. Freier und weiter sehend sind diejenigen von den Mahlern, welche die

*) Zu einem Schneider, zu einem Pastetenbäcker und andern hatte man ihn in die Lehre gebracht; sie entließen ihn mit der Erklärung, aus einem solchen Dummkopf sei gar nichts zu machen. Als er zwei und zwanzig Jahre alt war, gieng er mit einer Schaar burgundischer Maurer nach Rom; aber nur als ihr Knecht und Handlanger. Diese arbeiteten im Pallast eines Kardinals, wo an den Wänden und an der Decke Bilder köstlicher Meister prangten. Claude Lorrain sah sie, ward entzückt und griff in den Zwischenstunden, wo er nicht Steine und Mörtel schleppen mußte, Kohlen aus dem Kamin und machte selbst Bäume und Thiere, die so viel eignes Leben hatten, daß der Herr des Hauses sie kaum sah, als er den Jüngling von der schmutzigen Arbeit in eine Zeichenschule that rc.

Gestalt mehr anzieht, in sofern sie eine fest bestimmte und einzeln abgeschlossene Gestalt ist und einen gewissen Karakter und Willen ausdrückt; kurz die, welche sich in Darstellung von Karakteren und Leidenschaften üben und deren Hauptgegenstand der Mensch ist. Sie, welche die Furchtbarkeit und Lieblichkeit der Triebe, die Göttlichkeit und Abscheulichkeit der mehr willkührlichen Naturen erkennen wollen, müssen selbst Schuld und Unschuld unterscheiden und mit fühlen lernen; sie dürfen als Schöpfer nicht gleichgültig bleiben und nicht alles allein aus der bloßen Unschuld ihres Triebes nehmen. Ihr Blick muß also von der Welttiefe auch in die Weltweite gehen und alle Dinge mehr mitbetrachten, mitfühlen und mitwürdigen, als jene ersten. Sie müssen schon sprechen und urtheilen dürfen, wo jene noch stumm sind.

Der Uebergang von ihnen auf den Bildhauer ist leicht: seine Aufgabe ist die schwerste und höchste, und sein Gemüth wohl das herrlichste und reichste aller Künstler. Die Schönheit in ihrer größten Reinheit und Keuschheit, ohne alle Buhlerei und Reiz, will er darstellen, und muß sie so darstellen, wenn er als ein wirklicher Künstler gelten will; denn durch Weich-

lichkeiten, Kupplereien und Täuschungen der Verführung zu bestechen ist weit weniger in seiner Macht, als der vorigen, obgleich es freilich allerdings auch hier Empfindeleien und Ziereréien giebt, die ein verkünsteltes Zeitalter sogar schön finden kann. Nicht der Reiz der Töne, die Wohllust des Lichts, die liebliche Verschmelzung der Ideen, die kühnen Uebergänge, wodurch der Musiker, Mahler und Dichter so vielfach blenden und gewinnen können, stehen ihm zu Gebote. Man kann sagen, der treffliche Bildhauer stellt das Maaß des Schönen für alle übrigen Künste auf, und seine Meisterwerke sollten ihnen Studien von Jahren sein, um sich vor dem Ueberfließen in das Zuviele und vor dem Schwelgen in dem Ungestalten zu hüten. Gestalt als Gestalt in ihrer vollen Nacktheit und Abgeschiedenheit von gemeiner Bedürftigkeit und Leidenschaftlichkeit ist die züchtige Braut, die seine stillen Tage umschwebt und seine heitern Nächte sein Lager besteigt. Mit immer wägender Besonnenheit und immer glühender Begeisterung, mit gewaltigem Herzen und hoher Fantasie lassen seine schöpferischen Hände Götter und Menschen aus Stein und Erz hervorspringen. Aller menschlichen Kräfte größtes Maaß und größte Fülle müssen hier beisammen sein, und auf lan-

ge Monate und Jahre in innigster und mächtigster Liebesvereinigung beisammen bleiben, damit das Höchste werde. Scharfblick und Tiefblick, Gewalt und Milde, Fantasie und Verstand, Arbeit und Spiel, mehr als bei irgend einem andern Sterblichen, müssen in dem Einen verbunden sein. Diesen Künstler kann ich mir denken, daß er zuverlässig und heldenmüthig auch im Leben stehe, und selbst, wenn wir wollen, mit aller Allmacht der Sprache und Gewandtheit der Begriffe streiten könne. Denn in einem solchen Karakter treten die beiden größten menschlichen Erscheinungen, der Held und der Künstler, fast zusammen, und deswegen haben mir Menschen wie Phidias und Michel Angelo immer die glückseligsten und selbstgenügendsten aller Sterblichen gedünkt.

Mehr indessen, als alle diese Künstler, tritt der Baumeister in die Wirklichkeit des Lebens ein, und muß sich mit Sprache und Urtheil, wie mit Aug und Hand, mehr über die gewöhnliche Erde verbreiten. Bei ihm muß die Schönheit schon der Zweckmäßigkeit dienen, wie sie aber, wenn man nicht wortklaubt, wohl bei allen Künsten thut.

Und der Dichter, und — Ja, es ist Zeit abzubrechen, wenn der Brief nicht ein Buch werden soll. Ich habe auch mit diesen nichts weiter zu thun; uns giengen eigentlich nur die Musiker an. Lebe wohl, süßer Freund, und denke der Sache nach. Ich erwarte bald fröhliche Nachrichten von Dir.

Achter Brief.

Du gehst hart mit mir zu Gericht, mein Bruder, und schiltst mich wegen meiner letzten Briefe einen Unheiligen, der das Streben und die Richtung der Zeit mit ihrem ganzen Adel nicht anerkennen wolle, der da schelte, wo er über die Vergänglichkeit weinen solle, wenn sie in dem schönen Streben, Göttern gleich zu sein, untergeht; Du schiltst mich, daß ich diese erhabenen Schwächen, diese preiswürdigen Tode und Narrheiten (wie der Pöbel sie nenne) so gemein ansehe und in ihnen nicht etwas Höheres und Menschlicheres erblicke, als in aller Festigkeit und Beständigkeit früherer Säkule. Denn in einem Streben, wo man alles Gemeine und Irdische abstreife und bloß auf dem dünnen Boden des Aethers stehen und in seinen zarten Lüften

leben wolle, könne und dürfe die Leiblichkeit und alles, was irdischem Trotz und thierischer Kraft gleich scheine, nichts bedeuten wollen. Ich habe meine Meinung darüber schon vorher gesagt, nehme sie auch jetzt nicht zurück, und hoffe, Du wirst, erwachend aus einem Deiner unwürdigen Wahn, Dich noch selbst dazu bekehren. Was für ein Streben in der Zeit ist, ob ein edles oder unedles, das können die Zeitgenossen selbst wenig wissen; man kann es kaum von dem wissen, was in einem selbst vorgeht. Sei aber das Streben der Zeit wirklich so hoch und göttlich, als Du menschlich hofftest, so muß ich Dir doch sagen, daß die meisten Interpreten dieses Zeitgeistes und auch die meisten derer, die lebendigst mitgehen wollen, und uns laut zurufen, daß sie dies thun, einen heillosen Unverstand offenbaren. Denn so, wie sie meinen, wird der Himmel nie auf die Erde herabgezogen werden können. Doch freut mich die Heftigkeit und der Scharfsinn, womit Du auf mich eindringst, und ich möchte mich mit Deinen Wolkenfahrern und Himmelstürmern fast vergleichen, wenn sie ihre schlechte Sache mit so guten Waffen vertheidigen könnten.

Auch was Du am Schlusse über das Ideal sagst, beweist den alten Reichthum eines unzer-

stöhr-

störbaren Gemüthes; aber Du gehst da offenbar in eine Ueberschwänglichkeit hinaus, wohin die Macht der Sprache nicht mehr reicht, und wirst mir zuletzt so räthselhaft und unausfindbar, daß ich kaum etwas verstehen würde, wenn ich Dich selbst nicht ein wenig verstände. Ich weiß nicht, mein Bruder, wie man lange in solchem Halblichte leben kann, wo man sich mit einem Wahn von Gestalten begnügt, der doch nie viel schlechterer ist, als der Wahn der Gefühle. Das ist die oben gewiesene Gefahr des vielen Sprechens. Entweder man spricht sich seicht, daß die Worte klar werden, wie Wasser, oder man spricht sich dunkel, daß man sich endlich in Nebeln und Wolken behelfen mag. Das fühlt man deutlich, wenn man lange gesprochen, wo einem mit dem Klange, den man selbst nicht mehr hört, die Gestalt der Worte so leicht vergeht, und die verwechselnde Verworrenheit beginnt; oder auch, wenn man langem Geschwätz zugehört, wo auch die gewöhnlichsten Worte, was sie in ihrem Anfange waren, die abstraktesten Zeichen werden, und sie so erscheinen, als sähe und hörte man sie zum erstenmal. Dies ist die wahre verblendende Leerheit der Hexenmeisterei mit der Zunge. Deine feurige Apotheose Schillers und Herders Lob möchte ich eben so wenig in Deinem Sinn unterschrei-

ben, wie hochverehrlich mir auch diese Namen sind. Ich fühle recht, wie sie grade jetzt in Dein Wesen eingreifen und Dir erscheinen mußten, und finde Deine Ansicht von ihnen eben so tragisch, als Deinen eigenen Zustand. Sie tragen mit Dir die Zeichen von den Sünden der Zeit an sich, und merkwürdig an sich, weil sie zu großer Bedeutung darin gebohren waren. Aber, Du Lieber, schilt mich, oder weine mit mir — vor meinen Augen stehen sie doch nur als Ruinen der Trauer, nicht als Träger eines gesunden und frischen Lebens; und ihre Herrlichkeit weist immer auf etwas Anderes hin, als worin wir sind. Das soll aber der Künstler nicht thun. Das Höchste und Gewaltigste soll er fassen und es lustig in den Kreis des Lebens stellen, damit das Leben hier unten auf Erden freundlich und lebendig sei. Ist die Lust und Schönheit hier nur frisch, die alten entflohenen Götter kommen schon wieder, sich mit den Menschenkindern zu freuen und mit ihnen zu buhlen. Ich habe Dich so lieb und fühle mich durch die alten Erinnerungen so glücklich, wenn ich mit Dir spreche. Wir wollen uns über diese Gegenstände ein wenig unterhalten, wie man es in leichten Briefen kann. Indessen leicht fliegt ja am sichersten, und trifft oft am besten.

Das Wörtlein Ideal ist eines von jenen fatalen Wörtern, die sich durch den unnützen und unmäßigen Gebrauch in eine solche Weite verlieren, daß sich im Hintergrunde endlich alles mit Nebeln füllt, und für die Glorie, die man zu sehen ausgieng, ein schimmerndes Dunstbild erscheint, das in einer Minute tausenderlei Farben und Gestalten wechselt, und zuletzt nichts als Gefühl peinlicher Ueberfüllung und Verwirrung zurücklässet. Durch den gemeinen und verkehrten Gebrauch ist es fast gemein geworden und erregt bei gesunden Leuten eine Art Ekel, wie die Wörtlein Aufklärung, Spekulation, Tendenz, Genialität und andere, womit diese genialischen Jünglinge bis zum Ekel freigebig gewesen sind. Man weiß, wie unendlich viele Erklärungen man seit Winkelmann und Hemsterhuys vom Ideal gegeben hat und noch täglich giebt. Natürlich ist die Sache doch geblieben, wie sie war, und wird auch nach unserer Unterhaltung so bleiben. Ich liebe, wie Du weißt, die Erklärungen nicht, die etwas, das an sich selbst nie abgeschieden erscheinen kann, doch so zeigen wollen. Besser ist es immer, sich ein wenig nach den Ursachen dieser Erklärungen umzusehen und das, was sie alle gemeinschaftlich haben, festzuhalten. Auf die Weise möchte man einer Sache,

die wie alles Licht und alle Farben nie beschrieben werden kann, doch etwas näher kommen.

Ideal in dem weitesten Begriff bedeutet das für die Kunst, was das Licht für das Universum; es ist ein magischer Schein aller Gestalt und aller Wonne, wie das Licht das Bild aller Schönheit und alles Lebens ist. Aber beide sind sich auch darin wie in einem inneren Geheimnisse gleich, daß ihr Höheres nicht abgeschieden stehen kann von Gestalt und Welt, sondern als ein unerklärlicher Schimmer auf der Oberfläche der Dinge zittert, damit ihr Inneres uns offenbar werde. Laß Dich nicht täuschen, Bruder, daß man ein solches Ideal in seinem Gemüthe nur so machen könne durch Gaffen und Schauen in die Welt hinein, und durch Gott weiß was für fromme Herzensergießungen, Gelübde und heilige Manipulationen, wovon die jetzigen Mysten so voll sind; und daß dann alle Kunst und Göttlichkeit des Lebens fertig sei. Nein, damit es werden könne, muß das Gemüth erst gemacht werden. Ist es in ihm erschienen, dann beginnt freilich der heilige Zirkel des Schönen, daß das eine das andere macht. Aber ergaffen und erseufzen läßt sich das Heilige und Schöne nie ohne Marterthum und Heldenthum. Das Ideal

in der Welt steht nicht so abgelöst da, als Du meinst und diejenigen meinen, welche Dich führen und verführen. Du hattest es einst, und kannst es noch haben; aber nicht so grob und faul, als diese das Heilige berühren und gewinnen. Man beruft sich, wenn man von dem Ideal spricht, gewöhnlich auf die Alten und auf ihre Kunst. Das wäre nun eben nicht nöthig; denn wenn auch unsere Kunst die der Alten nicht erreicht, so ruht das Ideal auch auf der lebendigen Welt und der ewig neu werdenden Menschenthat, und wir könnten es auch daran zeigen. Aber weil uns Neueren, oder vielmehr uns Neuesten, vorzüglich den sogenannten Gebildeten oder Gelehrten, der feste Boden der Welt und das frische Anschauen und kühne Ergreifen derselben so sehr fehlen, so mag es auch gerathen sein, zu den Alten zurückzugehen.

Also was war Ideal bei den Alten? was war es besonders bei den Griechen, den einzigen Alten, die nie alt werden können? Du hast gehört, ich will mich auf das gewöhnliche Erklären nicht einlassen; entweder weil ich meine Schwäche kenne, oder weil überall kein Ding ordentlich so erklärt werden kann. War es eine abgeschiedene Geis

stigkeit, wodurch sie die Schönheit auf die Welt herablockten und alles in Glanz darstellen konnten? war es ein höherer Standpunkt des Lebens, ein kühnerer Trotz des Gemüthes, welche sie nur die herrlichen Dinge und auch die kleinen Dinge nur in ihrer Herrlichkeit sehen ließen? Gehörte dem Weltalter, dem Klima bei dem Vorrange ihrer Kunst vor der neueren so viel, als man ihnen meistens beilegt? — Ueber diese Fragen wird immer gestritten werden, je nachdem der eine mehr, der andere weniger Bedeutung hineinlegt. Die meisten Neueren haben sich — was bei ihrer Bildung und Weltansicht nicht anders sein konnte — für eine geistige Sublimation der Idee erklärt, worin die alten Künstler gelebt hätten und wodurch der zarte Heiligenschein der Idee als ein schimmernder Glanz über alle ihre Werke ausgegossen sei. Sie sprechen bei solchen Gelegenheiten viel von Schönheit, Begeisterung, Lebensreiz des Klimas, und von andern Geheimnissen, wovon sich freilich manches Tiefe und Gemüthliche sagen läßt, was aber die Frage selbst nicht lösen kann, eben weil diese Gegenstände zu zart sind, als daß sie weiter als in einem leisen Anhauch und Anflug von Gestalt und Leben gewiesen werden könnten. Daß dem Weltalter und Klima ein Großes dabei zukömmt, als

der Grundlage, wodurch in Hellas für Jahrhunderte ein frisches Leben und kräftige Staaten wurden, gestehe ich gern mit allen Uebrigen; aber ich leugne geradezu, daß die Alten aus solchen Ideenspielen, ich möchte sagen, aus solcher Ideenbuhlerei, wodurch wir unser Herrlichstes zu schaffen und zu machen meinen, etwas schufen und machten. Dieses Ideenthum, möchte ich behaupten, begann mit dem Christenthum, so daß es als etwas Eigenes, von der Welt und dem Menschen Abgetrenntes, außer ihnen da war, und sie also beleuchtete, oder — was es sich wohl gar einbildete — an ihrer Schöpfung nachhalf und nachbesserte, und so beide hoch über den Gesichtskreis des Alterthums erhob. Wie das Christenthum sonst nothwendig und wohlthätig für die Menschheit und in der langen Kette der allgemeinen Weltbildung ein herrliches Glied gewesen ist, das liegt hier außer unserm Gespräche; aber auf die Kunst hat solches sublimirte, und von der lebendigen Kraft der Vegetation und des Lebens abgeschiedene Ideenthum nur wirken können, wie es am Tage liegt, nämlich mehr in erhabenen Konvulsionen der Schwärmerei und in ungleichen Blitzleuchtungen des Geistes, als in dem ebenen, stillen Weltgange und Weltmaaße des Alterthums. Denn solches Ideenleben, wie wir es getrieben

haben und noch treiben, ist einer verzehrenden Flamme gleich, welche die Welt und uns selbst zu einem Skelett ausdörrt, und das Schöne und Göttliche wohl scharf anschauen lehrt, aber nie lustig und gemüthlich umarmen und genießen läßt. Mit dieser Behauptung, die Du allenfalls als Klage gelten lassen kannst, verdamme ich unser geistiges Leben nicht wie mit geradem Tadel. Ich sehe es als ein nothwendiges Uebel an, das unsere Enkel zu einem nothwendigen Glücke führen wird, wenn dieses Ideenthum eine solche Höhe erreicht hat, daß es mit seinem feurigen Aether wieder zu der freundlichen Erde herabsteigen, sich mit ihrem vergessenen Leibe in neuer Unschuld und Jugend wieder vereinigen, und waidliche Kinder mit ihr zeugen kann. Dann wird der Zustand der Menschheit kommen, wo die größten Güter des Menschen nicht mehr verloren werden können, weil er weiß, wodurch sie einst gewonnen und verloren wurden, und weil er sicher besitzt, wodurch er sie erhalten kann.

Magst Du mich immer ein wenig für einen Heiden halten, was wohl andere Fremde und Freunde schon gethan haben, ich denke, ein gewisses Heidenthum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Ge-

schlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen. Unter diesem Heidenthum verstehe ich die göttliche Gesamtheit des Menschen und der Welt, wodurch das Alterthum so mächtig und herrlich war: jenen starken Pfeilbund aller Triebe und Kräfte in uns, wodurch unsre Freiheit und Männertugend Eine Stärke und Eine Waffe wird. Nun ist eine elende Disciplin über uns gekommen, die, wie unsre Wachparaden Pedanten für das Schlachtfeld, Pedanten für das Leben macht: die wahre Unzucht, welche unsre schönen Triebe einzeln in die Beichte nimmt und sie so lange einschüchtert und ausgeißelt, bis sie ein Ideengespenst anerkennen, das man ihnen unter dem Einen großen Namen Tugend giebt, und das als eine geistige, unleibliche Kraft über der Welt und über allem Irdischen schwebt und sich in leiblicher Waidlichkeit und Freude nie mit ihnen verbinden kann. Beiläufig gesagt, wie diese Tugend zur alten ἀρετη und virtus, so verhält sich, was die Alten mit Idee meinten, zur neuen Idee. Dieser erhabene Aethermagnet, wie ich ihn nennen möchte, zieht nun die verwandten Theile im Menschen ewig nach oben; und der Antäus muß zum geistigen Tode in die Luft emporschweben, wie schmerzlich er es auch fühle, daß seine Füße die alte, liebe

Erde mit ihrer einfältigen Freude und Frömmigkeit ungern verlassen. So ist es. In diesem Schweben sind wir fast alle; im steten Streben und Ringen erringen wir so manches Andere, nur nicht das Glück und die Tugend: wenn Tugend nämlich auch Dir die stille Majestät aller Triebe in Gemeinschaft bedeutet, wo man Arbeit und Spiel, Leichtigkeit und Stärke, Blüthe und Reife zugleich trägt. Betrachte ich dies Wesen nun etwas fester, wie göttlich es auch einigen scheinen und wie edel wirklich sein Ursprung sein mag, so kann ich mir nicht helfen: ich muß, um euch zu trösten und zu erquicken, einen salto mortale zurück in das alte verschrieene Heidenthum machen, weil ich fest überzeugt bin, daß das Heidenthum, was ich meine, und das Ideenthum und Christenthum, was diese preisen, sehr gut mit einander bestehen können.

Zuerst gestehe ich, daß ich den Leib der Erde und des Menschen nie gern mit der gewöhnlichen geistigen Würdigung als ein bloßes Gehäuse, eine todte Form angesehen, sondern mich ihnen, als die da mitleben und mitfühlen, am liebsten in ganzer Liebe und Begeisterung hingegeben habe, weil ich fühlte, daß mir aus den lebendig geglaubten und als lebendige verehrten Lebensgluth

und Liebeskraft warm und erquickend entgegen strömten. Sei es Täuschung, oder nicht, was geht es mich Sterblichen an, der sein Größtes doch nur in Wahnen und Andeutungen fühlt. Ich habe auch so die Schrecken des Todes und die ohnmächtige Wuth der Leidenschaften verloren, und stehe in Eintracht mit meiner Welt, und, wie ich demüthig hoffe, in keiner schlechteren Tugend, als die andern. Ich habe von Kindheit auf gern unter Blumen und Bäumen gespielt, und mache sie auch jetzt noch in einsamen Stunden zu den stillen Genossen und Interpreten meines Lebens, dessen Bild ich in dem ihrigen mit Freuden wieder sehen möchte. Denn wie entsteht der Baum und wie besteht er? Dunkel entwickelt sich sein Keim im Schooß der Erde; die ersten Jahre hat er die Arbeit der Wurzeln, daß sie tiefer dringen und sich befestigen und seine ersten Blättchen erscheinen kaum einige Zoll hoch über dem Boden; dann kömmt sein Wuchs allmälig ins Gleichgewicht, und wie Zweige und Blätter zum Licht hinaufgezogen werden, so schlagen die Wurzeln tiefer nach unten hinab: er genießt beides des Himmels und der Erde, bis die Zeit seiner schönsten Jugend kömmt und die lieblichen Kinder des Lichts, die Blüthen, seinen Wipfel schmücken. So sollte auch der Mensch wachsen, und so könn-

te er wachsen, im stetigen Gleichgewicht zwischen Himmel und Erde, das volle Maaß seines Lebens und seiner Kräfte im einfältigen Weltgenuß und Weltglauben zusammenhaltend. Zu welcher Kraft würde das Geistige mit dem Irdischen dann zusammenwachsen! und endlich, wie würde die Tugend und die Kunst als die erfreulichste Blüthe der Menschheit aus solcher unschuldigen Vereinigung auf der höchsten Spitze des Lebens hervorbrechen und nicht so frühe welken, als in unsern Tagen! Bruder, ich glühe und schwärme; aber nicht in öder Leerheit, sondern in lebendiger Wirklichkeit. Was ich oft hatte und was ich einmal nicht mehr zu verlieren mir getraue, diesen höchsten Wunsch und Preis unsrer Menschheit, soll ich ihn nicht mit heißester Inbrunst aussprechen? Alle guten Geister des Himmels und der Erde begleiten Dich, Du Lieber, und erquicken Dich mit ihrer liebenden Nähe!

Neunter Brief.

Ich fahre fort, mein Bruder, wo ich gestern stehen blieb, und spreche meine paar Gedanken und Eindrücke, (manches kann ich nicht anders nennen), die ich von dem Ideal in der alten Kunst habe, einfältig und zutraulich vor Dir aus. Magst Du es dann auf Deine Weise richten und annehmen. Ich leite denn — wie Du wohl aus dem Vorigen schon gemerkt hast — die Herrlichkeit der alten, besonders der griechischen Kunst aus einer auf Erden nicht mehr lebenden Gemüths- und Leibesfülle her, die ich in dem vorigen Briefe eine Art Heidenthum nannte, das man nie hätte aufgeben sollen noch dürfen, weil es mit unserm Christenthum und Ideenthum durchaus nicht unverträglich sei. Woher den Griechen diese herrliche Fülle kam, das wird, wie ich

oben auch andeutete, wohl nie so klar ausgemacht werden können, als viele weise Leute, die alles ausmachen können, sich einbilden. Gottlob der Anfang aller Dinge liegt den eitlen Sterblichen im Dunkeln, die sonst gar zu viele Ungeheuer machen würden. Genug, es war ein frischer und kühner Bürgersinn, Einfalt und Freude in Sitten und Leben, und höchste Uebereinstimmung und Gesundheit aller Kräfte bei diesem seltenen Volke. Sie fühlten, erkannten und genossen das Natürliche natürlich und gesund, und aus Gesundheit und Mäßigkeit, im weitesten Sinn genommen, erblühte ihre Kunst. Deswegen war ihnen die Sophrosyne die erste aller Tugenden, jene ruhige Mäßigung, wo jeder bescheiden seine Kräfte messen und leiten konnte, und nichts wollte, als was er durfte, nichts darstellte, als was er lebendigst gefühlt und erkannt hatte. Gieb zu solchem Leben den Glanz glorreicher Thaten, Freude der Feste und Spiele draußen, und Reichthum und Sicherheit im Hause, so ist jene Vollendung menschlichen Glückes da, woraus allein unsterbliche Nachbilder eines Lebens erwachsen können, das selbst der Unsterblichkeit werth ist. Diese Glücklichen, die auch Gesetze hatten, Recht und Unrecht zu bestimmen, hatten sich durch so viele moralische Schätzungen der Dinge und ihrer

selbst nicht um Freude und den stillen Genuß des Lebens betrogen; sie hatten nicht schwach, wie die Neueren, die schönen Triebe der Menschenbrust einzeln eingekerkert, um sie desto besser discipliniren zu können: sondern durch eine schönere Kraft, als die moralische für den Menschen je werden kann, hielten sie alle zusammen durch die Ganzheit des Leibes und Geistes in Einem. Weil sie im höchsten Sinn frisch und gesund waren und die Dinge wahr und einfältig sahen und genossen, so erschienen sie ihren ungebundenen Augen noch mit jenem himmlischen Schimmer übergossen, der wie ein Lichtglanz eines höheren Lebens über der ganzen Natur liegt, den aber Menschen, die das Schönste und Heiligste mit kluger Neugier immer in der fremdesten Weite suchen, entweder gar nicht mehr sehen können, oder doch gewöhnlich übersehen. Daher der ewig bräutliche und jungfräuliche Genuß der Natur, gleich weit von unserer rohen Kälte, oder fieberhaften Empfindsamkeit; daher das leichte Erkennen und Verstehen des Ebenmaaßes und der Schönheit in allem; daher die Vergötterung des Leibes und die wunderbaren Wirkungen, welche eine vollkommene Gestalt auf die Menschen machte, die fast zur Anbetung derselben hingerissen wurden. Ich will Dir, was ich von der Entste

hung der griechischen Meisterstücke meine, in einem Gleichnisse sagen, worüber viele lachen werden, das aber Dir verständlich sein wird. Hast Du an Leib und Seele glücklich organisirte Menschen gesehen, und nach ihren Vätern gefragt? Ja, Du hast es, und wir haben über solche Dinge in früheren Tagen oft mit einander gesprochen. Woher kömmt es, daß unsre sogenannten Genies, kurz die geistreichsten Menschen, in ihren Kindern so oft Karrikaturen, und schlaue, ja wohl dumme Schwächlinge hinterlassen? Das kömmt gewiß nicht von ihrem Reichthum an Geist, sondern von ihrer Armuth an Leib, weil sie das schöpferische, eigentlich poetische Leben in ihnen durch geistige Schwelgerei verdorben haben. Gutmüthige, in sich selbst gegründete, und die Erde und das Irdische still und einfältig genießende und bewahrende Menschen dagegen sind gewöhnlich die Väter derer, welche die folgende Generation um einige Stufen höher empor tragen und die Welt bewegen. So war es mit den griechischen Künstlern. Das waren Menschen, die in voller Mitte des Lebens und der Natur standen, die wie alle andere das Leben mitspielten, mitvertheidigten und mitgenossen: Männer, die als Kämpfer für das Vaterland gestritten hatten, Richter, Kaufleute, Feldherren, welchen nichts fremd und unheilig

heilig war, was allen Menschen als Bedürfniß und Geschäft des Lebens gemein ist. Sie hatten also das volle Gefühl und die ganze Gestalt und Farbe des äußeren Lebens mit allen andern Zeitgenossen gemein, und die höhere Schöpferkraft, die sie in sich trugen, durfte nicht als etwas Besonderes äußerlich vor den Leuten erscheinen, und bedurfte dessen auch nicht, weil sie stolz und nicht eitel waren. Dagegen siehe, wie unsre Berühmten und Berühmtesten sich weit hinaus aus dem Leben stellen und künstlich zu einer, allem Leben fremden Höhe hinaufschrauben, wo ihnen der Gesichtskreis des Gewöhnlichen und Gemeinen völlig verschwindet, worin doch alles Ungewöhnliche und Ungemeine, wie die Perle in einer unscheinbaren Schale, verschlossen ist. Da fragt man denn wohl mit Recht: woher soll den von dem Leben Abgetrennten freie Haltung und festes Dasein, und dadurch ruhige Gestaltung der Dinge kommen? Zwar durch die ungeheure Gewandheit und Leichtigkeit mit Ideen zu spielen, die sie erworben haben, bemächtigen sie sich leicht eines gewissen ätherischen Schimmers, der den ungeübten oder verkünstelten Augen anfangs wohl mehr zu leuchten scheint, als der zartere Glanz, der auf den Werken des Alterthums liegt. Aber wie steht es um das Maaß ihrer Gestalten? um

Zeichnung und Kolorit? Ist es möglich, daß dies, was nicht von innen heraus geschöpft werden kann, sondern was Aug und Hand der bewegten Welt und dem Leben draußen ablernen müssen, sich in einem schönen Rhythmus und in mildzusammenfließender Harmonie verbinde? Nein, mein Bruder, das ist nicht möglich; und deswegen haben so wenige Neuere die richtige Gleichheit und kühne Sicherheit der Zeichnung, wodurch die Alten so herrlich waren. Und selbst wäre jener ätherische Schimmer, den ich oben nannte, das Göttlichste, würde er die Unvollkommenheit des Leibes der Kunstwerke bedecken können? Kann die blühendste Farbe uns mit einem Gesichte versöhnen, wo die Nase eingedrückt, und die Stirn flach ausgebreitet ist? Und wie steht es, wenn jener ätherische Ideenschimmer, den die Neueren ihr Ideal nennen, eben so ungleich und grell vertheilt ist, als der Leib, den er bedecken soll?

Die vollkommenste lebendige Gestalt will der Mann zeugen, der sich zu einem Weibe legt: er fleht zu den Göttern um einen wackern und starken Sohn, der seinen Namen ehren und seine alten Tage vertheidigen könne, um eine schöne und züchtige Tochter, die durch ihre Anmuth ihm

das Leben verjünge und durch freundliche Worte ihm die Sorgen wegschmeichle. Das Bild der vollkommensten lebendigen Gestalt will der Künstler machen, dem die Schönheit den Trieb zum Bilden erweckte. Schönheit gehört allein der menschlichen Gestalt an und der Gestalt der Götter, die der Mensch nach seinem Bilde erschaffet. Wenn man andere Dinge schön nennt, so geschieht es nur durch eine unbewußte Uebertragung, entweder in sofern andere Gestalten sich der Vollkommenheit der menschlichen nähern, oder weil aus dem Gemüthe und Leben derselben uns etwas Menschliches anweht, wodurch wir durch einen leichten Selbstbetrug ein Gefühl der inneren Schönheit auf die äußere übertragen. Ich sagte oben, der Begriff von Schönheit schließe immer Zweckmäßigkeit ein; es sei nichts schön, was nicht zweckmäßig ist. Aber damit sage ich noch nicht, daß alles Zweckmäßige schön ist, wie man durch verkehrte Umkehrung sogern die Meinungen verwirrt, und uns etwas sagen läßt, was wir nicht sagen wollten. Indessen man könnte sagen: höchste Zweckmäßigkeit, wodurch eine Gestalt den heiligen Sinn der Welt und der Gottheit ausdrückt, ist Schönheit. Dieser Sinn ist Gleichgewicht der Kräfte (wodurch Glückseligkeit wird) und Beförderung dieses Gleichgewichtes in

der ganzen Natur durch ein mitbewußtes Gemüth. Will man mir also einen schönen Menschen zeigen, so zeige man mir diese Zweckmäßigkeit in ihm, wodurch er sich selbst und die Welt im Gleichgewicht halten, glückselig sein, und glückselig machen kann, dem Sinn der Welt und der Gottheit ähnlich. Zweckmäßig im engeren Sinn sei zuerst die Gestalt, daß ihre einzelnen Theile einander entsprechen und sich befördern, so daß Gleichgewicht der Bewegung entstehen kann. Es sei Leichtigkeit zur Stärke; es erscheine die Frische und Gesundheit in dem hervorblühenden Lichte des Blutes, wo sie nicht auch, wie zum Beispiel von dem Bildhauer, in der vollen Plastik, der leichten und kräftigen Gestalten mit angedeutet werden kann; in der Harmonie des Gesichtes und in dem ruhigen Glanz der Stirn und der Augen offenbare sich Fröhlichkeit, Güte und Verstand, wodurch Glückseligkeit in sich selbst bewahrt und in andern geschaffen werden kann. Man könnte mir sagen, diese höchste Zweckmäßigkeit könne auch bei dem Menschen da sein ohne Schönheit; Leichtigkeit und Stärke der Glieder, blühendes Blut der Gesundheit, reicher Verstand und Gemüthlichkeit können erscheinen, wenn auch die Nase ein wenig misgestalt, die eine Fußzehe ein wenig länger, als die andere sei. Aber so ist es nicht.

Die Kunst hat lange geheiligt, was das Leben bewiesen hat, daß alle Disharmonie des Aeußeren auch auf eine Disharmonie des Innern deute, daß also die Idee höchster irdischer Glückseligkeit, Güte und Tugend nur auf der vollkommensten Gestalt ruhen könne. Der äußere Spiegel derselben soll so ganz rein sein, daß man an gar keinen Mangel denken kann. Gelte eine Gestalt für die schönste auf Erden, und kann einem dabei einfallen, daß sie z. B. der Milde, oder des heitern Verstandes, oder der Herrschaft über den Zorn mangle, so ist sie nicht mehr schön, weil sie unzweckmäßig ist.

Also diese Gestalt als die vollkommenste ist die Basis aller Kunst, welchen einzelnen Trieb oder welche einzelne Leidenschaft des Menschen sie auch ausdrücken will. Der Grund, worauf sie ruhet, ist also Schönheit, die man nun kurz Ausdruck von Tugend und von Glückseligkeit in menschlicher Gestalt nennen könnte. In wiefern andere Natur- und Kunstgestalten sich dieser Gestalt mehr oder weniger nähern, stehen sie der Schönheit, oder vollkommensten Gestalt des Menschen, näher oder ferner. Aber das Gesammte derselben kann kein anderes Ding auf Erden haben; denn wo ist Stärke und Zartheit, Leichtig-

keit und Festigkeit, Lebensdauer und Genussesfülle so vereinigt, und obenein mit dem Wonne- und Liebesglanz des Lichts und dem leuchtenden Vernunftschimmer eines reichen inneren Lebens übergossen? Aber wir Freigebigen sind verschwenderisch, wir nennen Manches schön, was wir nur dem Schönen ähnlich nennen sollten. Schön heißt uns der Löwe, weil er die äußere Tugend der Stärke und Gewandheit und die innere des Muthes und Großmuthes ausspricht; schön das Pferd, weil das Ebenmaaß seiner Glieder Schnelligkeit und Dauer, und sein großes, feuriges Aug Verstand und Muth verkündigt; schön wird die Eiche genannt, weil Stamm und Zweige Kraft, und die raschen Schwingungen der letzteren Kühnheit abbilden; schön heißt die Blume, weil sie dem schöneren geistigen Leben des menschlichen Gemüthes so gleich sieht und sinnvollen Herzen über ihre innere Gestalt so viel zu denken giebt: sie trägt einen Theil der Schönheit, der dem Menschen nur als zarter Anflug der Gesundheit die Wange färbt, die himmlische Freude und Liebe des Lichts trägt sie am frischesten, und entzückt dadurch jedes Aug, das sie sieht. So heißen endlich auch manche andere Dinge schön, theils wegen einer angewöhnten Verwechslung des Zweckmäßigen mit dem Schönen,

in sofern sie der höchsten Zweckmäßigkeit der inneren Gestalt des Menschen dienen oder gleichen, theils wohl, weil dem Menschen, der überhaupt aller andern Natur- und Kunstbilder höchstes Bild ist, bei ihrem Anblick dunkle Anwandelungen von Aehnlichkeiten kommen: oder auch nur, weil das volle glückselige Gefühl seiner Schönheit durch sie lebendiger erregt wird.

Mit voller Lebenskraft und natürlichem Lebensgefühl gieng der griechische Künstler in seine Werkstätte und Göttergesellschaft ein, und ohne vieles Wissen und Klügeln, wodurch nie nichts wird, zeugte und bildete er, was er in ihm selbst hatte; Wahrheit und Einheit gab ihm ein wahres, mit seinen Kräften und Trieben ganz zusammengehaltenes Leben, die Uebung hatte ihn Mäßigkeit gelehrt, und Begeisterung hatte er in seiner eignen Kraft. Jugend, Stärke und Gesundheit, kurz volle äußere Gestalt, tragen daher alle griechische Arbeiten in unvergänglicher Fülle, keinesweges aber die geistige Ueppigkeit und den blendenden Glanz der Neueren, welche dies so gern Ideal nennen möchten. Wer etwas solches bei ihnen findet, hat es ihnen angeklügelt und angeschwatzt; sie kennen es nicht, sondern Gesundheit des Leibes und Mäßigkeit der Triebe ist

ihr Karakter, wenn man ihn am treuesten aus=
sprechen will. Wer Homer und Sophokles ver=
steht und die wenigen besseren Bilder in Erz und
in Marmor verständig beschaut, die sich in den
Ruinen des Alterthums gerettet haben, wird zu=
erst durchaus nichts anderes sehen. Erst wenn
er vertraut mit ihnen wird, wird ihm etwas
aufgehen, was man Ideal nennen könnte, ein
leises Ansprechen und Anklingen seines besten Her=
zens, wie bei einer frommen Betrachtung der
Natur dem Menschen begegnet, ein zarter und
duftiger Schimmer, bei welchem es oft ungewiß
dünkt, ob er auf dem Kunstwerke schimmere, oder
auf dem Menschen, der sich desselben freuet. Ich
bin nun, wohin ich wollte, und wie weit ich
kann. Denn allein so kömmt es mir vor mit
dem Ideal, das man so nennen sollte, und jenes
Dicke und Handgreifliche der Neueren mag ich
nicht. Jener Geist, der zwischen der vollkommen=
sten Natur und dem vollkommensten Naturdinge,
dem Menschen, wandelt, und beide durch zarte
Gegenscheine und leise Elektricitäten zu einander
lockt und zieht, ruhet unsichtbar auf jedem wah=
ren und gesunden Bilde des Lebens. Wie wir
in das Morgenroth sehen, zuerst kalt und gleich=
gültig, dann wärmer und gemüthvoller, zuletzt in
ihrer Freude und ihrem Farbenglanz mit zerflie=

ßend; wie die Blume uns entzückt und der blühende Baum: so hält uns das vollkommenste Bild fest, die vollendete Gestalt erfreut uns, die für Maaß und Zucht Geschaffenen, und aus dem Anschauenden und Entzückten quillt bei der Freude darüber zuletzt das innigste Leben hervor, und so frisch und glücklich der Künstler das Schöne machte, so frisch und glücklich genießen wir es. Weiter, mein Bruder, habe ich Dir nichts zu sagen, und von einer unsichtbaren und zarten Sache, die immer nur als ein höherer Schein des Lebens kömmt und geht und sich weder greifen noch lernen läßt, sondern allein bei den Glücklichen und Gewaltigen wohnt, habe ich gewiß lange schon zu viel gesprochen.

Zehnter Brief.

So mag ich Dich haben, und freue mich, daß Du so bist, bin so glücklich, daß ich Dich ein wenig geschüttelt habe, damit Du Deine eigne Stärke und Beweglichkeit wieder fühlen lernest. Du hast mir einen Brief geschrieben, ganz wie die geflügelten und geharnischten Worte, die sonst von Deinen Lippen brauseten: alles so einfältig und frisch, so gutmüthig und doch klug, und mit einer Klarheit, die ich bei so überschwellender Fülle lange an Dir vermißte. Erst wann die Worte nicht mehr klüger scheinen, als der Mensch, von welchem sie kommen, erst dann ist der Mann gebohren. Auch freut mich höchlich, was mein Bruder Heinrich mir von Dir erzählt hat, wie liebend und freundlich und auch wie natürlich Du mit Deinem alten Vater lebst; wie manche Klei-



nigkeiten, die Du über dem großen Katheder vergessen hattest und die dem Menschen nie klein werden sollten, Dir wieder lieb werden und durch ihre Kindermienen Dich wieder in das Leben hineinlocken. Da kann ich es gern vertragen, daß Du mich wieder schiltst und mein Heidenthum und meine Alten etwas zur Seite schiebst. Darüber wollen wir wohl Eins werden, wenn wir uns mal sprechen; denn wie unser Lieblingsdichter sagt: die Knoten vieler Worte löst das Schwerdt, so sage ich: die Knoten vieles Streites löst das lebendige Angesicht uns gegenüber.

Und daß Du noch solche Hoffnungen von den Deutschen hast, o Bruder, laß Dich dafür herzlich küssen! Du hast mir ein Wort von der Lippe gestohlen und viele Dornen aus der Seele gezogen. Laß uns selbst nur rasch und tüchtig sein und unser Volk in uns ehren, so mögen die Götter den alten Spruch: der Guten Wünsche werden stets erhört, uns zu Gefallen noch wohl einmal wahr machen. Daß Du dabei auf Göthen und Schiller kömmst und Dich über ihnen wohl ein wenig über die Gebühr entzündest, kann mich auch nur freuen. Doch muß ich Dir bei dieser Gelegenheit über unser deutsches Ideen-

thum noch zwei Worte sagen, und auch mein Heidenthum noch einmal wieder berühren. Du hast wohl vollkommen Recht, daß die Südländer durchaus mehr Anlage haben für die Kunst, als die Nordländer, und unter gleichen Umständen sie immer übertreffen werden. Aber wenn Du ferner behauptest, mein Heidenthum sei nichts weiter, als das klimatische Gemüth des Südens, das im Norden nicht wohl werden könne, so muß ich Dir widersprechen. So viel steht fest, der südliche Mensch, der Grieche, Italier, Kleinasiat, Spanier hat mehr Haltung und Gleichheit des Gemüthes, mehr Maaß in der Bewegung, als der nördliche, so wie seine äußere Natur eine schon festere und bleibendere Gestalt zeigt, als die des Nordländers. Aber der Nordländer — ich meine nicht den bei den Rennthieren und Eisbären — kann durch geistige Würdigung der Dinge — eine göttliche, aber wie alles Göttliche gefährliche Gabe, die er wirklich mehr hat, als der Südländer — das Gesetz seines Klimas sich finden, und wie weit seine Herrschaft über die Natur und sein Gehorsam gegen sie geht; er kann durch ruhige Anerkennung dessen, was er soll, sein Leben auch in Gleichgewicht bringen. Das leugne ich gar nicht, daß er es schwerer hat, als der glücklicher organisirte Südländer, weil er

in vielem erst durch Kunst werden soll, was jener schon von Natur ist. Sein Wesen ist überall nicht so gehalten und geht leicht in Ungestalt und Nebel über, wie eine unstäte Natur ihn in ewigen Wechseln umbraust. Er ist der Unbeständigkeit der Gefühle und den Stürmen der Leidenschaften mehr unterworfen, und thut alles leicht mit Unmaaß und Uebertreibung; im häufigen Wanken zwischen Begier und Genuß, zwischen Faulheit und Mühseligkeit, wird er sich seltener jener stillen, in sich selbst seligen, Fülle bewußt, woraus die Kunst als die zarteste Blume des Lebens hervorblüht. Darum ergötzt der Nordländer sich mehr an der Empfindung, der Südländer mehr an der Gestalt. Der erste geht der Gestalt, wodurch doch allein das rechte Maaß der Empfindung gehalten werden kann, leicht mit Verachtung vorbei, und wird üppig und zerfließend; der zweite hat immer mehr seine Haltung in der Sicherheit der Gestalt, worauf aller höchste Schein ruht und woraus alles Innere und auch alle zarteste Empfindung, wie goldene Sonnenstrahlen durch eine dünne Wolke, hervorbrechen. Man kann sagen, daß das Christenthum auch die Südländer mehr zu Nordländern gemacht und das Gebiet der Empfindung mehr als recht ist erweitert hat. Wer sich an die Gestalt hält, kann

nicht so leicht mißgreifen, als wer ohne sie, wodurch er das Innere allein würdig erkennen und schätzen kann, in das wimmelnde und dunkle Nest von Anschauungen und Empfindungen greift. Wer für die äußere Schönheit das Aug verloren hat, der hat auch für die innere kein sicheres, und wird in der Kunst Ungeheuer genug zusammenmischen und Karrikaturen zusammensetzen. Weil die Alten bei der Darstellung die Gestalt als das Erste sahen, so erschien das Gemüth und die Empfindung an ihr nur als ein zarter Anflug und gieng als ein leises Anwehen oder Anklingen aus ihr heraus. Auf diese Weise hielten sie viel leichter als wir die würdigste Welt des Scheins in Maaß und Einklang; sie waren nicht so sehr in Gefahr, das Gemeine mit dem Edlen, und das Niedrige mit dem Hohen zu mischen. Das Gemeinste freilich kann nur zum Spaß für die Kunst dienen; aber es ist die Frage, ob die Kunst mit uns Spaß treiben dürfe.

Von hier kann ich sehr leicht auf unsere Deutschen überspringen, die Du in Deinem Briefe gar sehr und zum Theil mit Recht lobst, und die mein Herz, wenn es dürfte, so gern mir Dir loben möchte. Das viele Gute, was Du von ihnen sagst, gehört ihnen freilich, auch das

Schlimme, was Du nicht ganz vergissest; aber das Schlimmste hast Du offenbar nicht genannt, und ich kann Dir und mir mit dem Volke nicht helfen, ich muß es nennen und uns vorhalten, was es ist und wie es aussieht. Daß wir in der mannigfaltig verschlungenen Bildungs- und Entwickelungskette der neuen Welt nicht erst die dritten und vierten sind und nicht die letzten sein werden, das beurkundet die ganze Geschichte; denn wo ist eine europäische Nation, frage ich mit Stolz, die von uns nicht einige Bildung empfangen und Entdeckungen und Erfindungen benutzt hätte? Und für die Weite der menschlichen Kenntnisse, für die richtige Anschauung und Würdigung der alten und neuen Welt, wie der alten und neuen Kunst, für den Kampf und die Arbeit der Ideen überall — wo sind die Vielen, die sich uns vorzuziehen wagen? Wenn Ideen die rechte Götterspeise des Menschen sind und ihn als den Herrn und Meister der übrigen Dinge auszeichnen, wer ist unserem Streben hierin gleich gekommen? Könnten Ideen allein die Welt bilden und beherrschen, so müßten wir im Himmel und auf Erden die Ersten sein. Anschauungen des Gemüthes und der Welt, wofür andern Völkern, die sich besser halten, als uns, das Verständniß und die Worte fehlen, sind schon un-

sern gewöhnlichen Menschen gewöhnlich. Aber grade deswegen und wegen der Folgen davon, die freilich nicht so erfreulich sind, wagen kleinere Nationen, uns über die Schultern anzusehen, und uns als tändelnde Narren und gaukelnde Schwärmer zu verlachen, z. B. die Franzosen mit ihrer oft so dürftigen Bestimmtheit und ihrer flachen justesse de l'esprit, welche gern mit Armuth prahlt. Es ist wahr, wir können mit Zufriedenheit auf unsere Ideenarbeiten hinblicken, aber mit Wehmuth müssen wir auch gestehen, daß dieser himmlische Reichthum uns irdisch arm gemacht hat, und daß andere unsere Erde zu besitzen kommen, während wir für sie den Himmel erobern. Es ist verzeihlich, daß wir in der Begier, das Herrlichste zu gewinnen, das Kleinere vergessen haben; aber mit Recht sind wir dadurch den andern zum Gespött und uns zur Trauer geworden. Solches Hinausspielen des wirklichen Lebens in eine fremde Welt, solche Ungestalt und Ueberfließung in ein fast ganz leibloses Dasein ist nirgends in Europa so zu sehen, wie bei uns; und wenn die Fremden den Ursprung dieses Zustandes so erblicken könnten, als die Gescheutesten von uns selbst, sie würden sich über uns noch mehr wundern. Daher unsre politische Erbärmlichkeit und Hülflosigkeit, das Unnatio-

nationale und Trauriggleichgültige bei dem allgemeinen Elende des Volkes; daher, während die Besseren von uns das höchste Leben der Zeit und aller Welt so genialisch darstellen, die Schlechteren wegen Mangels an irdischer Haltung und Kraft einzeln so unbeschreiblich kümmerlich zerflossen. Du hast allerlei Hoffnungen, mein Geliebter, es bald zu erleben, daß die Deutschen sich aufraffen und auch politisch sein werden, was sie in Europa sein sollen. Ich sehe noch keine solche Zeichen; denn für das Gewöhnliche, was seit dem dreißigjährigen Kriege die Europäer in blutigen Händeln und Revolutionen hin und her gerissen und unter einander entzweit hat, kann ein so gleichgültiges, und alles Irdische zu geistig schätzendes Volk sich nicht begeistern. Ich habe auch noch große Hoffnungen auf meine Deutschen gesetzt, wie sehr ihr Politisches mich jetzt auch anekelt. Laß nur einmal etwas kommen, was wieder in eine höhere Idee eingreift, und laß einen herrlichen Mann, einen Helden, oder Weisen es darstellen; laß ihnen überall etwas Großes und Würdiges im Leben gezeigt werden, was sie selbst als Menschen angeht und ihnen als Menschen zugesprochen wird — und wir werden sehen, was schlaue Kunst und gemeine Wuth gegen Hochsinn und Begeisterung vermögen. Un-

sre Helden des Tages dürfen nur mit ihrer küh-
nen Lebensverachtung prahlen, weil ihre Gegner
bis jetzt das Leben noch lieber gehabt haben, als
sie. Aber ehe diese Zeit kömmt, welche Ver-
wandlungen muß die Welt noch untergehen? und
wo sind wir dann? O, ich hätte ein halbes
Jahrhundert später gebohren sein mögen!

Ja, Du Lieber, wir scheinen recht bestimmt,
unser Höchstes und Bestes durch Uebertreibung
wieder zu vernichten, und selbst für das zu bü-
ßen, wodurch wir Wohlthäter und Bildner der
Welt werden. Luther und die Reformation, wel-
che Revolution und Wirkung auf ganz Europa!
und mußten wir sie nicht dreißig Jahre lang mit
unserm besten Blute bezahlen? Die Ideen und
Lichter der letzten dreißig Jahre, die wir mit dem
feurigsten Eifer umgetragen und gepflegt haben,
wem scheinen sie mehr verderblich zu werden, als
uns, grade in diesen Tagen, wo wir dafür alles
Andere vernachlässigt und die letzten Bande zer-
brochen haben, die uns als Volk noch schwach
zusammenhielten. Wir zeigen, wie wir den Bil-
dungssaamen der künftigen Zeit vielleicht am rein-
sten tragen, auch die Ungestalt und Unmäßigkeit
am klarsten, wodurch die jetzige sich selbst unter
unvermeidlichen Ruinen begräbt, und offenbaren

Verstand und Unverstand, Majestät und Ohnmacht in den allerauffallendsten Kontrasten. Hier will ich Dich nur auf das hinweisen, worauf wir uns jetzt am meisten einbilden und einbilden können, auf die Emporhebung der gemein gewordenen Welt aus ihrem Schmutz in den Himmel der Idee, wo sie neu geschaffen werden und sich dann wieder zu ihrer alten fröhlichen Stelle herabsenken soll. Sieh unsre Philosophen! Du kennst sie und hast jahrelang mit ihnen gelebt. Wie haben die Männer gearbeitet und gerungen! — ich spreche von den Führern — Eigene und fremde Halbköpfe, die sie nicht fassen können, mögen ihren Eifer und ihre Kühnheit als Narrheit verspotten — mir ist es was Ehrwürdiges. Aber auch sie, wie haben sie sich in der Ueberschwänglichkeit verflogen und die zarte Gränze überschritten, wo nur gelauscht, aber nicht mehr gesprochen werden darf! Welches Unmaaß und welche Unzucht, das darstellen und aussprechen zu wollen, was als Vorbild aller Gestalt und Gottheit innerst im tiefsten Gemüthe ruht, als das Geheimschaffende und Erhaltende, und mit welchem, wenn man es an das Licht der Begriffe und in den Lärm der Zungen reißt, alle Unschuld und Schöpferkraft des Lebens verwelkt. Und die Halblinge und Nachkrächzer sind die

schlimmsten, und vermehren das Unwesen mit kleiner Gesinnung, wo jene mit heroischem Fehltritt straucheln. Nirgends ist eine feste irdische Welt, und deswegen ist die Begier nach der himmlischen unzeitig, weil alles Maaß fehlt: und darum eine so arme und scheußliche Zeit im Vaterlande für den, der sich mit diesen hohen Schwärmern nicht berauschen noch immer in goldenen Hoffnungen der Zukunft leben kann.

Du nanntest Schiller in Deinem vorigen Briefe. Er gehört recht eigentlich hieher, denn keiner trägt die jetzige Deutschheit in ihrem Edelsten und ihrem Schwächsten so klar an der Stirn, als er, eben weil er von den großen Bildern war. Wo ist eine hohe Idee des Jahrhunderts, die dieser mächtige Geist nicht in ihrem reinsten Glanze geschaut und dargestellt hätte? wo ist ein tiefes Gefühl und ein hohes Leid der Zeit, das er nicht mitfühlend empfunden und voreempfindend geweissagt hätte? Du weißt, was ich von ihm halte und wie ich ihn thörigt auch deswegen liebe, weil er selbst in seinen Fehlern so deutsch ist. Aber der edle Mensch krankte immer an seinem Zeitalter, und konnte bei der Gestaltlosigkeit desselben die Unendlichkeit seiner Ideen nie ganz einfangen und bändigen; und wo es

ihm gelang, sieht man ihm die Arbeit an, und er mangelt der Leichtigkeit und Freude, wodurch unsterbliche Kinder alle Zeichen der Vergänglichkeit ablegen. Bei allem Anziehenden, was er hat, ist einem immer bange bei diesem gewaltigen Geist. Er reißt unwillkührlich, wie er will, in die Hölle und in den Himmel hinab und hinauf, lockt das menschliche Herz mit den kühnsten Wechseln durch die mannigfaltigsten Labyrinthe der Empfindungen; aber verläßt es öfter wild und zerstört, als fromm und getröstet: und selbst da, wo er mächtig erhebt und tröstet, wandelt uns eine seltene Melancholie an, wie bei allem, was disharmonisch auf uns wirkt und unsre Kräfte überspannt, oder doch verspannt. Es muß ein Mangel an Gleichgewicht und Glückseligkeit in seinen Schöpfungen sich andeuten, der den Hörer unwillkührlich ergreift. Ja das ist es: wir sind bei ihm immer in Gefahr, wir fühlen, daß Sterbliche solch ein geistiges Feuerleben, wie er es oft giebt, nicht tragen können, ohne zerstört zu werden. Er liegt vor uns, wie in halberhellter Nacht ein wunderschönes Wasser, das hoch bis an den Rand der Ufer schwillt und schwillt und den Wanderer in seinen süßen Tod locken möchte; sehnsüchtig schaut er dahin, aber Furcht ist in ihm, daß es überfliessen und ihn

mit wegspülen werde: er ist wie ein herrliches Gefäß, das einen köstlichen Götterwein enthält; durchsichtig schimmert das Naß, man sieht den dünnen Bauch des Gefäßes sich gleichsam dehnen, und zittert, daß er zerspringen werde. Zu oft fehlt dem Mann die hohe Plastik der äußeren Gestalt, um die innere zu halten, und diese, die dienen sollte, herrscht, und reißt uns zu übermüthig in die verwirrende Welt der Gefühle und die verzehrende der Geister.

Doch rang dieser edle Mensch, indem er zeugte und bildete, und suchte die Wahrheit und Schönheit mit Ernst und Liebe: nie trieb er in Eitelkeit ein unheiliges Spiel mit dem Heiligen, wie so viele, die nur auf die Zerstörung des Menschlichen und Tapferen in uns hinarbeiten und alles in die Ungestalt der Weichlichkeit und Empfindung hinüberspielen. Ja wenn sie noch spielten! nein, sie rasen und wüthen, und zerfleischen und zerreissen den Menschen in seinen heiligsten Theilen so tief, daß jedes gesunde Herz ein unbezwinglicher Ekel gegen diese Verderber anwandelt. Der erste dieser verbrecherischen Verweichlicher, dieser Nervenausschneider menschlicher Kraft, dieser Anatomen des innersten Heiligthums des Herzens, dieser dumpfen Todtengräberseelen,

ist der berühmte Jean Paul Richter, der das Schönste durch Unmaaß verdirbt und alle Empfindung und Sehnsucht des menschlichen Gemüthes über die Gränze der Mäßigkeit und Ruhe hinauslockt: ein gefährlicher Mensch durch lebendige Gluth und hohe Geistigkeit, und durch viele ächte Götterblitze; aber ein verderblicher Verführer und Vergifter, durch welchen alles Gestaltvolle und Männliche untergehen muß in dem, der sich ihm ergiebt. Ich habe oft Streit über ihn gehabt, denn er hat viele Anhänger. Besonders vertheidigte ihn einmal jemand so, daß er behauptete, ich habe durch meine Weltansicht gar kein Maaß der Würdigung für ihn, weil ich den Gegensatz der neuen Welt zu der alten nicht scharf genug sehe, welcher sei die Musik gegen die Plastik. Allerdings nicht unwahr. Aber wenn Jean Paul ein musikalischer Dichter heißt, so ist er doch immer ein schlechter Musiker; denn Gestaltlosigkeit und Ineinanderrasseln von disharmonischen Tönen soll keinesweges der Karakter der Musik sein. Ihre Gestalt ist bloß zarter und ätherischer, als die der andern Künste; aber auch sie wird schlecht und gemein, wo sie gestaltlos wird.

Hier hast Du also wieder ein Langes und Breites über unsere neueste Klage, daß wir

alles Aeußere des Lebens mehr als recht vernachläſſigen, und daß es in der Kunſt uns auch ſo begegnet, daß die äußere Form den gewaltigen inneren Gehalt ſelten faſſen und zuſammenhalten kann. Gott behüte Deine Muſik vor Eitelkeit und Klingelei, und laſſe Dein Leben im zarten und ſicheren Einklange wie ein ſüßes Saitenſpiel hintönen!

Elfter Brief.

Nach drei langen Wochen endlich einen Brief von Dir, und einen so frischen Brief. Schon hatte ich mir manche Sorge gemacht wegen Deiner, daß Du vielleicht krank geworden, oder in Deine alte metaphysische Grillenfängerei zurückgefallen seiest, und was der Freund sonst für den Freund fürchten kann über die großen und kleinen Unfälle, woran leider das Leben so reich ist. Und das alles war es nicht. Du bist grade am thätigsten und lebendigsten mit Deinen Freunden gewesen, da Du sie zu vergessen schienest, und hast uns durch Thaten mehr erfreut, als Worte je erfreuen können. Nun das war ein geschwinder Entschluß, und auch ein guter — Gott gebe Dir den freien Lebensmuth, weiter Deinen eignen Weg zu gehen und Dich um Thorengeschwätz und Verwunderung alter Weiber nicht zu kümmern. Die meisten Menschen sind einmal so, daß ihr

Beifall uns eben so wenig hilft, als ihr Tadel uns schadet. Denn gehest Du ihnen allen auch wohlgefällig und ihren Augen angenehm einher, recht so, wie sie es wollen, und das Schicksal treibt Dich seitwärts ab und stößt Dich unsanft in eine andere Bahn, was hilft Dir ihr erbärmliches Mitleid? Du mußt dann doch auf eignen Füßen stehen, wenn Du noch Kraft zu stehen hast, und der angenehme und sittliche Mann, der es allen so recht machte, wird zwei Tage bedauert und den dritten vergessen. Am besten steht man so mit der Welt, daß man sich um sie gar nicht kümmert, und, ohne auf sie zu sehen, still für sich hingeht; so treibt sie endlich weder Eitelkeit noch Zorn, auf uns zu gaffen, und höchstens ruft sie mal das unschädliche Wörtlein Narr und Sonderling über uns aus. Oder will man ja mit in ihr Getümmel hinein, so treibe man es mit ihr als Kinderspiel, und zeige, daß man des Lebens Herr und ihr Meister ist. Dann ist sie albern genug, uns zu achten und zu fürchten, und selbst die Thorenstreiche, die als Ableiter größerer Narrheit uns zuweilen entfahren, wichtig anzusehen und ihnen eine bessere Bedeutung unterzulegen, als sie haben.

Also das Katheder ist verlassen, und auf immer verlassen. Glück dazu! von ganzem Her-

zen Glück dazu, mein Bruder! Es war für Dich eine gefährliche Stelle. Du mußt recht frisch und wacker sein und in dem neuen Leben Dich muthig fühlen; denn Deine Worte haben eine Sicherheit und Ruhe, die ich lange an Dir vermißt habe: und nicht bloß jene Ruhe der Ergebung, wo man das eingeschrumpfte und welke Leben, das von keinen gewaltigen Trieben und Blüthenknospen mehr schwillt, so leicht umfaßt und fest hält, sondern jene stille Kraft, die ihrer selbst gewiß scheint und nicht mehr fürchtet, daß das bräutliche Leben ihre Männlichkeit je verlassen könne. Selbst Deine Klagen sprechen einen bewußten und besonnenen Zustand aus, worin Du weißt, was Du verlassen hast und dafür wieder erobern mußt. — Du ziehst also auf das Land? Das ist gerade für Dich, mein Bruder. Da giebt es doch noch einige Typen eines besseren Menschenlebens, einige klare Bilder dessen, was unsre freudigern Väter waren und wir nicht mehr sind. In dem mittelmäßigen geht das Leben grade am verworrensten einher. Die Kunst kann weder in Gemeinheit noch Hoheit zu etwas Entschiedenem kommen, und die Natur ist eben genug verkünstelt, um für einfältigen Genuß und einfältiges Leben blind zu sein. Aber nun bitte ich Dich auch recht herzlich, daß Du mehr aus Dir selbst herausge-

hest und die Menschen aufsuchest. Selbst die Langeweile des Lebens ist etwas Köstliches für Menschen Deiner Art, weil sie ihnen den Besitz ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt und sie nie mehr lüstern nach verbotenen Gütern greifen läßt. Hier unter Blumen und Bäumen im Walde, hier auf dem Felde und auf dem Kirchhofe mit Bauersleuten wirst Du ein schönes Leben leben, so daß Du nachher allenthalben hin verpflanzt werden magst, ohne Dich selbst verlieren zu können. Besonders freut es mich, daß Du zu S. ziehest; einen bessern Freund hätte das Glück Dir jetzt nicht verschaffen können. Sein sicherer Tritt im Leben, seine kalte Besonnenheit stehen Dir immer als ein warnendes und weisendes Bild gegenüber. Und er ist treu und gut, und seinen Freunden immer herzlich bereit. Grüße ihn recht sehr von mir. Sobald die Aepfelbäume blühen, lasse ich anspannen und setze eine Woche dran, mich Deiner Erneuerung zu freuen. Lebe wohl.

II.

Briefe,

geschrieben an C. E. W.

im Sommer 1807.

Erster Brief.

Dein Brief aus S., lieber W., kam mir gerade zu guter Stunde. Du weißt, ich trage das Leben gern frisch und lasse mir den alten Naturmuth von meinen Vätern her nicht gern rauben; aber doch war mir einmal etwas Menschliches begegnet, und ich fand mich besonders allein und von meiner Welt abgeschnitten, und war unter den Menschen, mit welchen ich umgehen muß, fast erstarrt und versteinert. Da kam Dein liebes Wort, und ich empfand mich plötzlich erfrischt und wunderbar beflügelt in unsre alte Welt zurückgetragen. Also es geht dort wie hier, und Dir wie mir? So können wir uns trösten mit alten Sprüchen und neuen Narrheiten, und wenigstens, wenn nichts besseres zu haben ist, uns

mit jenem Pharisäer daran ergötzen, daß wir nicht sind, wie der Zöllner. Das ist nun freilich eine schlechte Freude über die Thorheit, deren bittere Galle gewöhnlich in uns zurückfließt; indessen glücklicher ist doch der, welcher sich daran bei andern ergötzen kann, als wer sie bei sich selbst für Weisheit ansieht. Was ist es nun aber, was mir an Dir närrischem Menschen solche Freude machen kann? Gewiß nicht der Brief, denn der war im heißesten Spleen gebohren und mehr als närrisch geschrieben. Wüßte ich nicht, was dergleichen bei Dir bedeutet, so könnte mir fast bange werden. Aber ich kenne die leichten Wolken Deines Gemüthes und die raschen Uebergänge, und weiß, daß Du finsterer mahlen, als sein kannst. Du hast Recht, die Zeit ist fürchterlich und wird fürchterlicher von Jahr zu Jahr. Ihr Anblick würde gräßlich sein, wenn das, was darin zertreten wird, nicht so klein wäre und so klein untergienge. Wo ist der Glückliche, auf dessen heiteres und großes Gemüth sie nicht Schatten wirft? wo ist der Heldenmüthige, den sie in seinem frischen, kühnen Naturgange nicht schmerzlich aufhält? Und dazu all das kleine, erbärmliche Volk, das so klein ist, daß es gar kein Leid und keine Schande mehr fühlen kann, und mit dem kümmerlichen Leben, das man ihm läßt,

und

und mit dem bischen Wasser und Himmel und Luft, das man ihm lassen muß, immer noch gar zufrieden ist: dies kleine, geschwätzige Frösche- volk, das mit alten Weibern nach Zeichen und Wundern aussieht, weil es in sich gar keine Zei- chen mehr hat. Lieber W., dies Geschwätz und diese ganze Lilliputterei des elenden Pygmäen- volkes o sie könnten den Geduldigsten oft in die Wüste jagen. Das Volk leidet und thut eben so knechtisch, pfiffig und schlau, als unsre Aufklärer und Metaphysiker, unsre Annalisten und Journa- listen den hohen Zeitgeist, wie sie ihn nennen, be- schreiben. Da sind tausend geheime Führungen der Vorsehung, tausend heilige Zwecke der Welt- ordnung und Weltbildung, und hinter diesen wieder tausend und zehentausend hohe Hoffnun- gen und frohe Aussichten in petto. Und die Vorsehung sollte sich die Mühe geben, solches Gesindel zu rechnen und zu führen, welches sei- ne eigne Vorsehung, die Gott in Männerbrüste gelegt hat, vergisset, und in kleinlicher Wuth weder leben noch sterben kann?

Wahrlich, Bruder, ich verdenke Dir den Ekel nicht, der Dir unter solchen Schaafsgesich- tern anwandelt, die uns einbilden möchten, der Wolf sei von Gott gesandt, und die den Herrn

Isegrimm sehr gnädig finden, wenn er die ganze Heerde nicht auf einmal zerreißt. Da segne uns Gott die alte Lehre, wo man sich um sein Land und sein Leben tapfer schlug und es frisch genoß, und andern die Sorge überließ, den Sinn und die Bedeutung davon zu suchen und das Recht abzuleiten. Woran Du daheim leidest, daran leide ich draußen. Es ist wohl nur Eine Plage in ganz Europa, und auch die, welche der alten Jungfer den so oft geschändeten Leib jetzt wieder so blutig zerfleischen, sie sind nur eben solche Gesellen, als die andern; eben solche verkünstelte Knechte, solche Klugheitspropheten und Hoffnungsinhaber, als jene, und philosophiren und leben wie sie, wenn sie eben nicht plündern und morden. Es ist alles nur Eine Albernheit und Knechtsgesinnung des Lebens. Denn wo erkennt man Freiheit, als in Ausgelassenheit, wodurch der Sklav seinen Sklavensinn am sichersten beweist? Was Du hier suchest, ist hier nicht zu finden, und ist überall in wenigen besten Zeitaltern hier nicht gefunden worden, wo das Leben durch Größe und Herrlichkeit seiner äußern Gestalt sich selbst im Gleichgewicht getragen, und wo alle mannigfaltige Thätigkeit menschlichen Strebens als ein goldener Schimmer frei und fröhlich über der ganzen Welt geschwebt hätte.

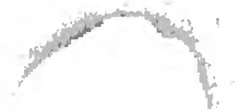
Aber es war sonst mehr Festes, woran man seinen Hebel setzen und seine Kraft erkennen konnte; es war noch eine fruchtbare Erde im Volke, worin man Wurzeln schlagen und zur Freude aller Blumen und Blätter ans Licht treiben konnte. Jetzt ist alles wüst und weich, und von seinem besten Thun und seinem fröhlichsten Herzen hat man keine Freude. Aber klage darum nicht, und tröste Dich mit dem Gedanken, daß Du in der besten Zeit geklagt haben würdest; denn was Du verlangst, kann das Leben allein nicht geben. Du täuschest Dich, wie alle kraftvolle Menschen, wenn Du meinst, was Du innen Köstlichstes hast, könne außen immer werden. Es ist von jeher außen nur in Momenten geworden, und in Momenten hast Du alle Deine liebsten inneren Güter auch als äußere Gestalten gesehen. Aber weil alle Gestalt Beschränkung ist, und nothwendig sein muß, so kann sie nur die Wiederscheine der inneren Welt zeigen, ihren tiefen Grund und ihr innigstes Leben aber nur in Andeutungen offenbaren. Und was schiltst und klagest Du? Sieh auf das Gesindel, das bloß schwatzt, auf das Gewürm, das schreiet und leidet, und zufrieden ist, wenn es sich satt essen und bei Weibern liegen kann; sieh auf die ganze taube und blinde Erbärmlichkeit der Menge,

die Dich bloß angreinen und kopfschütteln kann: sieh dies, und besinne Dich, und schlachte Deinem Vater oder der Natur eine Hekatombe, und tanze bekränzt um ihren Altar, daß sie Dich so freudig in die Welt gesetzt haben. Ich will mir auch einen Kranz aufsetzen und eine Binde um das Haar winden, Lieder und süßer Wein sollen nicht fehlen, und Erinnerungen, die viel köstlicher und erquickender sind, als Lieder und Wein. Denn Freude, lebendige Freude wandelt mich an, so wie ich Dich vor mir sehe, ja nur vor mir denke, und der Dunst der Sorge und alle schwarze Schatten der Zeit verfliegen, und Welt und Leben stehen wieder im Sonnenschein, als sei alles rings umher lenzig und jugendlich. Siehe, Freund, das beweist, daß die Zeit Dein Bestes nicht so unwiederbringlich zerstört und vernichtet haben kann, als Du klagst; denn wer andern so viel geben kann, muß sehr reich sein. Soll ich die schönen Stunden des vorigen Sommers wieder aufrufen? soll ich die Erinnerungen früherer Jahre wieder erwecken? Es ist so herrlich, sich in seinen Freunden zu vergöttern und mit ihnen im höchsten Glanze des Lebens zu wandeln. Ich weiß, wie Du immer auf mich gewirkt hast, und es kann Dich trösten, wenn Du es von mir hörst, den Du frühe von vielen un-

terschiedest. Laß uns ein wenig von uns selbst schwatzen und von der Vergangenheit. Ich weiß, in der Zukunft lebst Du nicht gern, Du, dessen Gewalt und Lust in der Gegenwart ist. Aber die Vergangenheit hat selbst für den, der sich nicht in der Weite der Fantasie verfliegen mag, einen idealen Reiz, wann das Gemeine des Augenblickes, das leider das meiste Irdische begleitet, abgeflossen ist. Ich weiß, als ich zuerst mit Dir bekannt wurde und Du Dich zu mir und meinem Bruder und andern unserer Gesellen hieltest, die einem raschen Herzen nicht ganz ungemüthlich sein konnten. Ich kann wohl sagen, ich war damals, was ich noch für Viele bin, ein sehr wunderlicher Mensch, und gewiß wenigen genießbar, und selbst den Freunden, die, Gott weiß warum, mich lieb hatten, nicht so angenehm und gesellig, als ich hätte sein sollen. Es waren die ersten Jahre meines akademischen Lebens in G. Ich wußte damals gewiß nicht, was ich wollte noch was mir begegnete, und es ist wohl ein Glück für den Sterblichen, daß er das in jedem Zustande seines Lebens nicht so weiß; er würde durch ein solches Bewußtsein gar zu schwächlich und albern werden. Unsre Gemüther giengen damals gewiß nach sehr entgegengesetzten Enden, und thun es noch in vielem; und das

ist es wohl eigentlich, was mich so unwillkührlich zu Dir zieht und mich Dir lieb macht: die hohe Elektricität der Geister, wovon Epikur weiland so viel verstand und welche jetzt so wenige ahnden. Denn welch ein Mensch war ich damals!

Schon meine Kindheit war sonderbar. In der Wiege habe ich nie geweint und bin still und fröhlich durch die ersten Jahre der Kindheit gegangen. Die folgenden Jahre war ich immer frisch und gesund, sehr wach, sehr thätig, sehr ungestüm; ordentlich und gehorsam in allem, was liebe Aeltern mir befahlen, aber stiller und verschlossener, als meine Geschwister, und bei Jugendschlachten, wie sie unter Knaben vorkommen, hart und unbiegsam, auch bei Strafen, wie man sie Buben auflegen muß, trotzig und allen Streichen keine Thräne, allen Ermahnungen keine Bitten oder Gelübde gebend. Ich allein konnte es in dem neunten und zehnten Jahr den ganzen Tag hinter den Kühen und Schweinen aushalten, deren Hütung in ämsiger Aerndtezeit mir zuweilen zufiel, und war, wenn ich des Morgens um fünf Uhr aus dem Neste gekommen war, des Abends um zehn Uhr noch wach genug, meiner frommen Mutter aus der Bibel vorzulesen. Meine Aeltern, die uns Kinder selbst unterrichte-



ten, und der Prediger, zu welchem ich mit meinen beiden ältesten Brüdern ins Kirchenexamen gieng, lobten meinen Fleiß.

Einige Jahre später bekamen wir ordentlichen Unterricht und Hauslehrer, aber das alte einfältige Leben behielt seine vorige Gestalt, und das erste buchstabirende Lesen der Alten konnte in dem Knaben noch keine äußere Veränderung hervorbringen. Doch schien ich lustiger und freier zu werden, und zuweilen sogar wild, besonders gegen Kinder, was mir sonst selten begegnete. In meinem funfzehnten Jahre las ich Rousseaus Emil, und Salzmann und andere über die Gefahren der Jugend, die mir zum Theil absichtlich in die Hände gegeben wurden. Ich wage noch nicht zu entscheiden, ob sie mehr gut oder schlecht auf mich gewirkt haben; so viel möchte ich sagen, daß jenes überlaute und übertriebene Geschrei von den Gefahren und Sünden der Jugend durch größere Leiden, wenigstens durch größere Angelegenheiten und Gefahren der Menschheit in den letzten zwanzig Jahren Gottlob begraben worden ist. Rousseau, den ich in einer schlechten Uebersetzung las, wirkte außerordentlich auf mich, und ich weiß noch, wie er mich durch seine Paradoxen erschreckte. Ich sah in

der Beschreibung, die er von heftigen und grausamen Menschen macht, mein eigenstes Bild, und fürchtete, in künftigen Tagen eine Tyrannenseele aus mir werden zu sehen, die mir nun freilich, wenn ich sie hätte, in dieser Zeit nicht übel stehen sollte; so bange machte er mir mit meinen starken braunen, meinen dunkeln Augen, und den Aufwallungen von Ungestüm und Zorn, denen ich sehr unterworfen war, und mit dem Fleischessen, das mir nach Landessitte mit allen andern gemein war. Ich weiß, wie ich Monate lang mich mit kleinen Streifchen desselben begnügte; wie ich grobes Brod aß, um mich nicht zu verwöhnen; wie ich manche Nächte schon Proben machte, unter freiem Himmel auf Reisig zu liegen, und meine Mutter durch Breter ärgerte, die ich meinen Rippen unterlegte, um nicht zu weich zu schlafen; wie ich im kalten April schon baden gieng: und mehr dergleichen Ausgelassenheiten des Guten, die wenigstens, wie ich sie trieb, Ausgelassenheiten gleich sahen, weil sie ohne Beispiel und Autorität waren, obgleich meine Aeltern meinen Eigensinn gewähren ließen wegen anderer guter Eigenschaften, die ihnen an mir gefielen.

In meinem sechszehnten Jahre kam ich nach S. auf das Gymnasium, für einen Landbuben

mit ganz guten Kenntnissen ausgerüstet. Ich war ziemlich fertig im Latein und Französischen, las und verstand das Englische, und hatte Geschichte und Geographie, wie man sie in diesem Alter haben kann, auf den Nagel inne. Im Leben war ich nicht dumm, weil der gütige Zufall mir gescheute Aeltern gegeben hatte und das Land in dem Eigentlichmenschlichen eher klug macht, als die Stadt, deren Bewohner in vielen Dingen immer unmündig bleiben. Aber ich hatte nicht den mindesten Anstrich von Welt und Zierlichkeit, hatte keine Erfahrung und Uebung der Gesellschaft, nicht eine Spur der kecken Dreistigkeit und Fertigkeit, wodurch unsre Knaben von funfzehn und sechszehn Jahren sich jetzt auszeichnen. Mein Leben war sehr einfältig und einförmig gewesen, mein Aeußeres war es auch, und meine Aeltern, die nicht reich waren, schickten mich eben nicht zierlich aus dem heimischen Neste in die Welt. Ich erinnere mich noch, als wäre es heute, wie ich in Sekunda trat, und die feinen Männlein, die hübsch frisirten Köpfe (1788 wußte man noch nichts weder von Schwedenköpfen noch Tituskköpfen) und die blanken Kleider sah. Meine Garderobe bestand aus einem grünen eigengemachten Rocke mit blanken Knöpfen, und aus einem grünen, von dem Vater auf

meinen Leib umgeschnittenen Ueberrock. Unter diesen Burschen, von welchen einige schon kleine Stutzer waren, andere, wie es in Städten geht, das Leben schon mehr als recht ist kannten, fand ich mich völlig fremd und verlegen, und mußte ihnen im Aeußeren eine unstreitige Ueberlegenheit zugestehen. Dies und mein eignes Gemüth, Sehnsucht nach dem verlohrnen Lande, Blödigkeit in einer Welt, worin ich gar nichts war, trieb mich in die Einsamkeit, und kleine Ausflüge in das väterliche Haus, das drei Meilen von der Stadt lag, waren die einzige Veränderung meines gleichen Lebens. Ich fieng das Griechische eben erst an, und brachte es durch Hülfe der Einsamkeit und eine entschiedene Vorliebe, die ich sogleich dafür faßte, in einem halben Jahre so weit darin, daß ich mich mit den besten Schülern der Klasse vergleichen durfte. Nicht so glückte es mir mit den mathematischen Wissenschaften, welchen ich nie Lust abgewinnen konnte.

Indessen meine erste Blödigkeit und Schüchternheit verlor sich nach und nach, so wie ich mich äußerlich verwandelte und den übrigen Genossen gleich ward. Bald ward die Schule selbst mir eine sichere Stätte, mein Fleiß gewann mir Achtung, und meine Faust Furcht; ich konnte

die meisten auch physisch bändigen: etwas in diesen Jahren sehr bedeutendes. Aber so wie ich nun anfieng mit größerer Leichtigkeit und Geselligkeit in die Welt hineinzugehen, ließ etwas Anderes mich nicht frei, was mein Leben wieder sechs Jahre im Athem erhielt. Das viele Studiren bei einem ungewöhnlich starken und gesunden Leibe, dabei viele Abendgesellschaften und Schmäuse, oder, wenn dies alles nicht, Jugend und Natur machten mir den Trieb fürchterlich, der in den Jahren, wo man noch nicht ganz Mann ist, am ungestümsten brennet. Bei einem feurigen Temperament, einer regen Fantasie und Beweglichkeit brachte dieser heftigste aller Triebe oft mein ganzes Wesen in Aufruhr. Ueppigkeit und Ausschweifung durfte ich mir nicht erlauben; dazu hatte ich meinen Salzmann zu viel gelesen, und etwas anderes Besseres stand mir zu lebendig vor Augen. Ich hatte, Dank meinen Aeltern! keine strenge und disciplinarische Erziehung erhalten, sonst wäre wahrscheinlich ein Kalmäuser, oder höchstens ein energischer Pedant aus mir geworden. Das Haus meiner Aeltern war immer ein geselliges, freies und freundliches gewesen. Aber die Weise des Lebens war damals noch einfältiger, als jetzt; der allgemeine Luxus war nicht so weit auf das Land vorgedrungen; die Mode,

obgleich steifer und pedantischer, stand in ihren Wechseln noch zwischen drei und vier Jahren, wo sie jetzt kaum zwischen drei Wochen still steht. Ich genoß ein freies Leben, sah Gastlichkeit und Fröhlichkeit bei reinen Sitten, und hatte vor aller Unzucht eine kindische Scheu. Diese war mir auch in S. geblieben, und ich glaube, es wäre damals schwer gewesen, mich reizbaren Menschen zu verführen. Aber der Trieb war gewaltig, und da ich ihn nicht frei walten lassen wollte noch durfte, so mußte alles Jugendleben, das nach außen wollte, alle Feuerkraft, die in mir brannte, verzehrend in mich selbst zurücksinken. Ich fühlte den Stolz, ein Mann werden zu wollen, und erkannte meine Gefahr. Bei meinen Grundsätzen und meiner damaligen Weltansicht war es unmöglich, mich in Leichtfertigkeit hingehen zu lassen. Selbst eine unbezwingliche Blödigkeit gegen alle Weiber, die mich erst in späteren Jahren verlassen hat, hielt mich zurück. Ich war nun durch mich selbst zur Einsamkeit verdammt: dies war eine Sache, wo kein anderer mir helfen noch rathen konnte. Mein Kampf und meine Arbeit gieng hier durch zwei Jahre, und ließ mein von Natur fröhliches Herz und meinen leichten Sinn nicht frisch unter die Leute kommen, weil es mir däuchte, als hätte ich Geheimnisse vor

ihnen. Nun wurden die meisten Gesellschaften von mir vermieden, die fröhlichsten Schmäuse, wo ich sonst gern war, ausgeschlagen: nur durch Ernst und Regel konnte ich Meister meiner selbst bleiben. Ich schlief wenig, und lag frierend unter der Decke und auf Stühlen und Brettern, wanderte wie ein Eilbote meilenlang im Schweiß des Tages und im Dunkel der Nacht, um den üppigen Leib zu ermatten, badete fast alle Tage und bis in den kalten Oktober hinein im offenen Meere, und was ich sonst noch that; so daß meine gute Mutter wieder kopfschüttelte und meine Gespielen mich für einen Sonderling hielten. Doch ward das Stadtleben mir über, und wie lieb mir auch meine Studien waren, so beschloß ich, davon zu gehen, Landmann zu werden, und den ganzen Tag im Schweiß meines Angesichts zu arbeiten, um mir den Menschen zu bewahren. Ich weiß nicht, welchen pathetischen Brief ich meinem guten Vater schrieb, als ich S. verließ und einige Meilen auswanderte; doch die Liebe der Aeltern und der Freunde Zureden brachten mich bald wieder zurück; aber nicht nach S., sondern in das väterliche Haus nach L. Alles lag mir an, ich solle doch den Studenten nicht aufgeben: ich ließ mich wieder bereden und lebte noch Fünfvierteljahr im väterlichen Hause, ehe

ich die Akademie bezog. Was ich da eigentlich getrieben und gelernt habe, kann ich so genau nicht mehr berechnen. So viel weiß ich noch, daß mein Leben wie ein Traum war; daß ich mehr noch als sonst die Einsamkeit liebte und weder zur Kirche noch in Gesellschaft kam; daß meine Arbeiten und Abhärtungen immer fort giengen, und daß ich mitunter viel las, vorzüglich meine Lieblinge, die Griechen, ohne daß es mir dünkte, ich lerne etwas. Auch weiß ich noch recht gut, daß ich oft schlechte Verse machte und einige prosaische Aufsätze schrieb, die lange nicht an die reichten, die ich bei meiner Ankunft in S. schreiben konnte. Ich war sonst, meine Narrheit ausgenommen, wie man es ansah, gesund und stark, und warf die meisten meiner Gesellen leicht über die Brust. Doch erinnere ich mich nun recht deutlich, daß meine Aeltern mich Sonderling oft bedenklich ansahen und wenig Hoffnung von mir zu haben schienen. Ich wußte allein, was es war, und weil ich es allein tragen mußte, so ward es doppelt schwer. Dies ist wohl die Ursache eines gewissen Trotzes und einer großen Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil, die ich seit dieser Zeit gehabt habe: ich sah so klar, daß kein Mensch den Zustand eines andern beurtheilen dürfe, wohl aber seine That; und kaum die. Mein

Gemüth war indessen durch die ewige Arbeit wirklich gespannt und verfinstert, und ich konnte mich in nichts mit der Leichtigkeit fühlen und bewegen, die mir sonst alle meine Geschäfte zum Spiel gemacht hatte. Es lag wie ein schwarzer Schatten auf meinem Leben und wie drückendes Blei auf allen genialischen Trieben, was bei der Fesselung des genialischesten von allen sehr natürlich war. Doch ich will Dir durch längere Worte nicht zu Blei werden, und morgen mehr erzählen.

Zweiter Brief.

Ich kam nach G. und ward Student, vor funfzehn Jahren noch ein Zauberwort, womit man alle Kraft und Freiheit einzufangen schien. Seitdem hat die alles regelnde und verschneidende Zeit auch diese Freiheit genug beschnitten. Man wird die Folgen davon sehen, ja, man sieht sie schon. Du kennst das deutsche Studententhum, wie es damals noch war. Ich betraure es aufrichtig, daß es nicht mehr so ist. Wegen kleiner Gefahr hat man auch diese Herrlichkeit vernichtet, und Pedanterei und Kriecherei können sich desto früher in Köpfen und Herzen einnisten. Es war freilich eine gefährliche Herrlichkeit, aber das ist jede Herrlichkeit. Auch das Gehenlernen ist dem Kinde gefährlich: aber was würdest Du von dem Vater sagen, der seinem Sohne die Füße lähmte, weil

weil es Teiche und Brunnen giebt, wo er kindisch hineinlaufen, weil es Bäume und Mauern giebt, von welchen er halsbrechend herunter fallen kann? Es war ein Mittel gegen diese Gefahr, die Jünglinge nicht zu früh in sie hinein zu lassen; ich war Gottlob zwanzig Jahre alt, als ich meinen ersten Burschendegen um die Hüften schnallte. Hier war ein eignes Reich, das sich in dem ganzen, mit Gesetzen und Verfassungen überladenen, heiligen römischen deutschen Reiche nicht fand; ein freies, oft anarchisches Reich, wo, wie in allen solchen Staaten, manche Kraft sich mächtig aus dem Naturboden erhob, während andere durch früheres Verderben untergeht. Keine Anerkennung noch Vorrecht der Geburt, Verachtung des Reichthums, wenn er nicht liberal sein wollte, Ehre des Muthes und der Selbstständigkeit, wie fast nirgends mehr in unsern verkrüppelten Staaten. Wer herrschen konnte, herrschte; wer dienen mußte, diente. Alles Schwächliche, Feige, Egoistischpedantische sank hier ohne Rettung zu Boden, und erschien nur in den Kollegien, um Hefte zu schreiben und sich nachher in seine kauzige Einsamkeit zurückzuziehen. Mancher Jüngling, der vorher in dem Alltagsleben der Konvenienz, unter steifen und kalten Paruckenstöcken sein eignes Leben nimmer

hatte erfassen können, sondern in einer Dämmerung und Halbheit in sich selbst hatte versinken müssen, kam hier in wenigen Wochen zur Klarheit seines Seins und zum Bewußtsein seiner Kraft, und erhielt den ersten Aufschluß von Männerherrschaft und die ersten kühnen Aufleuchtungen von Genialität. In voller Herrlichkeit und Freudigkeit der Jugendfülle; in Ehre und Achtung, die ihnen nachher nie mehr so unverdächtig erscheinen konnte; in Freiheit und Freimuth, die sie künftig nie wieder so frisch gebrauchen sollten, schlossen herrliche Brüste sich allem Guten und Schönen auf. Du verstehest mich, lieber Junge, Du hast dies Leben gefühlt und genossen, und darum bist Du ein Mann geworden, dem das Aussterben aller Freude und Freiheit auf Erden das Herz so beklemmt. Ich kam auch in dies Leben, ein rascher, starker Bursch, gutmüthig von Natur und heiß über die Gebühr. Die alten Ausgelernten nahmen mich bald für voll an, weil ich zu stolz war, etwas Halbes zu sein. Glückliche Zeit! ich war üppig und unweise mit den Unweisen, und lebte fröhlich mit Freunden, was einer der höchsten Grade der Glückseligkeit ist und wovon ein alter Poet also singt:

Die Gesundheit ist dem sterblichen Mann das Erste,
Schön von Gestalt gebohren sein das Zweite,
Reich sein ohne Betrug das Dritte, endlich
Fröhlich mit Freunden leben ist das Vierte.

Wer keine Jugendthorheiten mitgemacht hat, wird selten Männerthaten thun. Das Leben will seine Zeit haben, wo die thörigten Aprillentage sind und der Saft von allen Seiten aus dem Baum heraus will. Auch bei dem Baum wird nicht alles Blüthe und Frucht. Ich ward hier unter dem Haufen von Jünglingen äußerlich freier und frischer, und lebte Tage und Nächte durch in seligen Orgien. Ich durfte freier sein, denn ich war durch lange Arbeit mehr befestigt; aber der alte Kampf und die alte Furcht dauerten noch immer fort, und zuweilen kam wohl noch eine kurze Verfinsterung, die aber nach Außen hin nicht mehr erschien, so weit war ich meines Gemüthes Meister geworden, und so viel wirkten Gesundheit und Lebensfreiheit. Ich machte alle Spiele und Thorheiten mit, wie Du weißt, und war in einigen Virtuos, besonders in den Wonnen bacchischer Feste; aber in dem Einen war ich noch immer Hippolyt, und bin es in meinen Studentenjahren auch geblieben, ohne daß man mir Jungfräulichkeit des Gemüthes oder eine zurückfliehende Scheu eben hätte ansehen können. Das weiß

ich, wie ich stark war, wie die Tagesarbeiten nach durchschwärmten Nächten immer doch ordentlich fortgiengen, und wie ich zwei Jahre später in Jena einen ganzen Sommer, wann ich um und nach Mitternacht heim kam, mich in meinen Mantel wickelte, auf dem Fußboden mein Lager nahm, wie ein Sardanapal schnarchte, und nach drei, vier Stunden Schlaf wieder frisch erstand.

In G. lernte ich Dich kennen, als Du Student wurdest, in den gefährlichen Jahren fast zwischen dem Knaben und Jüngling. O ich weiß noch das erstemal, als Du bei einem Kommers zutraulicher zu mir tratest. Du warst ein schlanker, feiner Junge, mit heitrer Stirn und freundlichen Augen. Schon damals sah ich wie in einen Spiegel in Dein künftiges Leben, und hätte Dir prophezeihen können, was Du sein würdest. Fröhlichkeit und Leichtigkeit leuchteten aus Deinem ganzen Wesen, kühnes und rasches Ergreifen des Lebens und seiner Freuden, und ein Glück, das die schönen und leichten Menschen Trotz aller Fülle von Launen und Thorheiten, wodurch sie es von sich stoßen, zu begleiten pflegt, als wäre es in ihre Bahn gebannt. Ich sah Dich, und liebte Dich. Ich hatte lange nichts mit solchem innigen Wohlgefallen gesehen; mir

war, als erschien mir etwas, das meine Schwere lösen und meine Verschlossenheit aufschließen könne. Ich sah den Jüngeren viel, und immer mit Freuden, liebte ihn, und warnte ihn oft. Doch Dein Leben trieb Dich Wochen lang von mir, und nach der Gemeinschaft eines kurzen Jahres reiste ich davon nach Jena. Da war nur mein altes Treiben, und keine besondern Revolutionen. Ich war die zwei Jahre meines dortigen Lebens sehr frisch und fleißig, und trieb alles mit großem Ernst, woraus doch in mir selbst eben nichts Ernstliches werden wollte. Obgleich andere etwas auf meine Kenntnisse hielten, so dünkte mich doch immer, daß ich nichts lernte, weil alles so todt und reizlos in mir liegen blieb. Sollte es nicht vielen Jünglingen von dem siebenzehnten bis fünf und zwanzigsten Jahre eben so gehen? Es giebt gewiß eine Zeit im Menschen, wo alles nur in ihm untergeht, um nach Jahren als ein vergrabener Schatz wieder empor zu kommen. Dies ist häufig bei heftigen Naturen, deren Edelstes mit überwiegender Sinnlichkeit im Kampf steht, wodurch das leichte Gleichgewicht der Kräfte und der zarte Reiz der Genialität verlohren geht. Es muß bei ihnen fast nothwendig etwas der Verstockung Aehnliches erfolgen. Dies empfand ich auch noch die ersten Jahre nach der Rückkehr von

der Akademie. Obgleich die Rinde sich nach und nach abblätterte, womit ich mich in langer Mühe umpanzert hatte, so drangen doch immer nur einzelne Sonnenstrahlen durch, und mein Inneres krankte bei allem Licht, das hervor wollte, und bei aller Gluth, die mich verzehrte, oft an Erstarrung und Verfinsterung. Da kam ich auf den Einfall, eine Reise zu machen, und zwar eine recht lange und weite Reise, und das war ein Einfall von Gott; denn ohne sie wäre ich vielleicht nie ein Mann geworden. Diese hat mir zuerst Freiheit und Klarheit in mir selbst gegeben und jenen Muth, der nicht mehr kindisch vor dem Bösen zittert, weil er des Guten ewig gewiß ist. Zufällig, ganz zufällig trafen wir beide uns in der schönen Kaiserstadt an der Donau, ich kann wohl sagen, für mich durch das gute Glück der Götter, deren beste Gaben zuerst immer wie Zufall zu kommen scheinen.

Du warest männlicher und besonnener geworden, gebildeter in Deiner liebenswürdigen Leichtigkeit, gehaltener in Deiner fröhlichen Leichtfertigkeit; ein Anstrich von Ernst, der Deinen heitern Himmel wie eine leichte Wolke oft schöner umschattete — des Mannes höchster Schönheitsschatten — war nun fester in Deinen Zügen; der reiche Genuß des Lebens, dem Du Dich

immer so genialisch hingegeben hattest, hatte Dich nicht welk, sondern fast frischer gemacht, als in früheren Tagen: geistige Menschen verwelken nicht durch das, wodurch geistlose in wenigen Jahren alle Kraft und Freude ausgeleert haben und dann in letzter ohnmächtiger Weisheit mit Salomo ausrufen: siehe! es ist alles eitel. Wir standen uns jetzt viel näher; ich war leichter und freier geworden, und Du hattest die erste Jugendwildheit etwas verloren; an Umsicht und Durchsicht der Dinge hatten wir beide gewonnen, Manches erlebt, worüber sich sprechen ließ; manches Andere gieng in der merkwürdigen Zeit um, was lebendige Menschen anziehen und bewegen mußte: wir hatten schon etwas Anderes zu besprechen, als uns selbst. Jemehr man selbst noch der kleine Brennspiegel seiner Welt ist und bei allen Dingen auf sich selbst zurückgeworfen wird, desto dunkler bleibt man sich und desto verworrener spricht man sich andern aus. Schöne Monate in Wien! wie lustig genossen wir das Leben und uns selbst! Wo ist eine Stelle der Kaiserstadt, die uns nicht in Wonne gesehen hat? Laxenburg und Schönbrunn, Augarten und Prater, Kaltenberg und Brigittau, St. Stephan und unterirdischer Keller, welche goldne Erinnerungen hängen an euch, wie hesperische Aepfel an einem blühenden Baum!

Der Keller unter der Erde wird noch lange von uns klingen und mit uns spuken müssen, wenn die höchsten Geister des Lebens zuweilen an den Stellen wieder umwandeln, wo sie einst wie Blitze erschienen sind. Welch ein Leben war da tief unter der Sonne und allem Leid, das sie bescheint, und aller Narrheit, die sich an ihr so wichtig dünkt! Diese nahmen wir gebührlich, und tauchten sie tief in die Weinfässer, daß sie die faltige Stirn entrunzelten und ihr steifes und triefendes Gallakleid etwas aufschürzten! Welche Figuren und Marionetten des Lebens trieb die Sicherheit der Nacht hier zum Spaß und zur Neugier zusammen! Erinnerst Du Dich noch des alten Hofraths mit dem Gallschen Gedächtnißorgan, dessen kurzsichtige Augen gleich ein paar kleinen Kugeln über das Bollwerk der Nase und Stirn hervorstanden? Mir war immer bange, er werde sie mal an meiner Nase ausstoßen, wenn er in dem Feuer des Gespräches mit seiner Kurzsichtigkeit hart an ihr hinstreifte. Dieser war unser Sänger und Rhapsode beim Wein, und recitirte alle alten und neuen Poeten von Virgil und Dante bis Shakespeare und Cerrantes auf dem Nagel. Aber weiter taugte er auch zu nichts, das Trinken mit eingeschlossen, das er rüstig trieb. Denn diese seltenen Wortpapageien, die durchaus nichts

vergessen können, sind gewöhnlich erstaunlich dumm. Das Fremde kann sich bei denen nicht so ähnlich bleiben, die ein eigenes Gemüth haben, es darin zu verwandeln. Dieser Hofrath, und der leichte, zuweilen etwas närrische M., und noch ein paar Gesellen, welche die bacchische Höhle liebten, bereiteten uns hier schöne Ritternächte. — Und Freund, Freund! unsre dreiwöchentliche Reise nach Preßburg und Ofen — haben wir schönere Tage gelebt, im gleicheren, seligen Schwunge von Lebendigkeit und Genuß? Mir zittert noch jetzt das Blut, und jeder Tropfen möchte, wie unser unterirdischer Hofrath einmal witzig sagte, ein Pulsschlag werden, damit der ganze Leib Eine Zitterung der Wonne würde. Da wurdest Du erst ganz mein, da hielt ich Dich wie ein köstliches Gut umschlungen, und werde Dich nun nimmer loslassen. Welch ein leichtes, sprudelndes und bacchantisches Leben war das! Wann ist der anmuthige, jugendliche Weingott an den Ufern der Donau und unter seinen Rebenhügeln so heilig und so frisch verehrt worden seit den Griechen, die sich auf die Freude verstanden? Das waren schöne, lichthelle, bekränzte Tage und Nächte, und noch oft schaukle ich mich auf dem Strom ihrer Erinnerung selig hin, wie wir uns damals auf dem Strom hinschaukeln

ließen. Die neue Dummheit sagt so gern: das Unglück lehrt Freunde kennen und schließt Menschenbrüste einander auf — ich sage: nein! nein! die Freude, nur die Freude! Wer dem Unglück solches beimißt, kennt die Freundschaft nicht. Die an das Unglück appelliren, appelliren an den Dienst des Freundes, der etwas Kleines und Zufälliges ist, und möchten mit gemeinen Seelen Freundschaft wohl gar zu einem andern Geld- und Handelsverkehr machen. Freundschaft ist die heiligste Blume der Gesinnung, die in einander verwächst und zusammenblühet, eine ewige Blume, die zuweilen scheint, als ob sie Frucht geben könne; wenigstens wer hier nach Früchten langt, wird beides, Blume und Frucht, verlieren. Wir hatten es damals, wir haben es noch, und wir können uns trösten, wenn diese alte Welt, wie es scheint, unter unsern Füßen völlig zerbröckeln sollte. Kennst Du noch die schöne Palatinusinsel zwischen Ofen und Pest? erinnerst Du Dich noch unsrer Fahrt nach der Milchau bei Presburg? Mich dünkt, ich habe seitdem ein solches Paradies nicht wieder gesehen. Es machten wohl nur die Menschen. Du weißt, das alte Paradies verschwand, als Adam seine Unschuld und sein Glück verlor. Da stand das kleine Hüttchen, mit Stroh gedeckt, mit den weißen Wänden und hellen Fen-

stern, wo das graue Mütterchen auf der Flur saß und spann, und uns freundlich die Milch holte, und von dem seligen Kaiser Joseph erzählte, der sie einmal besucht und neben ihr gesessen habe. Es war eine anmuthige Stelle, still und mild, von zwei Armen des heiligen Stroms umschlungen; die Außenseiten Wald und hohe Bäume, dann weite Wiesen, endlich ein Feldchen mit ungrischer Fruchtbarkeit, wo die Melonen in den Furchen des Weizens und Mais lagen; Aepfel- und Pflaumenbäume, die unter der Last brachen, umgaben das Häuschen, eine von Weinreben umrankte, gegitterte Laube führte so freundlich dahin, als es drinnen freundlich war. Unter diesen Blättern und Trauben hatten wir einige schöne Nachmittage, und ließen den Strom mit seinen Schiffen und Kähnen und das Gewimmel der Stadt so vor uns hintreiben. Ich weiß noch, wie wir von der Insel Abschied nahmen und uns jeder auf seine Art einrichteten. Ich war schon zufrieden mit ihr, wie sie war. Das weiße Häuschen behielt sein strohenes Dach und ward bloß ein wenig vergrößert; auf einem kleinen Hügel wurden noch Reben gepflanzt; der Baumgarten ward erweitert: so war es fertig, und ein feines Mädel, das solche Einsamkeit und solchen Pflanzer nicht verschmähte, sollte mit mir noch

für die Vermehrung der Bewohner sorgen. B. wollte die ganze Insel zum Weinberg, das Haus zu einem Serail, und alle Wiesen zum Kanape machen. M. legte einen Park von Rehen und Hirschen an, gieng auf die Jagd, und fischte in der Donau, baute ein prächtiges Badehaus, verschanzte sich an der einen Seite, und schoß mit Kanonen, und gab an festlichen Tagen den Schönen von Presburg Bälle. Du, lieber W., stimmtest fast mit ihm ein, doch sollte die Insel sich ausdehnen, das Häuschen ein Pallast werden, geräumig genug, daß ein halbes Dutzend hübscher Mädchen, Nebenbuhlerinnen Deiner Gunst, sich darin nicht treffen könnten, um seine Ruhe zu stören; und japanische Schlösser, Büsche, Grotten, Rosenlauben sollten an mehr als einer Stelle auch andern schönen Freuden ihren Athem geben. Aber ich fühle mich hier selbst außer Athem, und schlage die beiden Briefe zusammen. Mache damit, was Du willst, doch schreibe mir bald.

Dritter Brief.

Dank, recht schönen Dank sollst Du haben, lieber W., für Deinen Brief. Er ist recht wie warmer Sonnenschein auf das Eis gefallen, das mich hier zu umwachsen drohet. Wie lieb und frei hast Du Deine Brust wieder offen vor mich hingelegt und mich in unser besseres Leben schauen lassen, wohinein wir aus dieser ringsumstarrenden Oedenei nicht oft genug einen Sprung thun können. Du hast meine Bekenntnisse freundlich aufgenommen, den Reiz unsrer Jugenderinnerungen wieder gefühlt, und manchen heitern Lichtstrahl in meine Seele geworfen, der sie in der hyperboreischen Nacht erquicken wird. Wie warm, wie lebendig wirst Du, wie schwellend von Freude! ganz wie vormals, als Du die Lust der Jünglinge und der Liebling der Mädchen warst. —

Und die Vergötterung der Freundschaft und des Lebens — o mein Bruder, ich könnte Dir an die Brust fallen und weinen wie ein Kind, und zärtlich sein wie eine sechszehnjährige Dirne. O daß ich Dich so nahe hätte! So kann nur schwärmen, wer so besitzt, und die Farben aller Träume weisen doch immer auf ein inneres Bild hin, woher sie den Glanz und die Ueppigkeit nehmen. Könnten Menschen ihre Träume deuten von Kindheit an, sie hätten einen idealen Spiegel ihres Lebens; denn durch sie leben die alten Propheten und Orakel noch. Und wie Du Dein Leben und Wirken in Glanz und Herrlichkeit stellst und klagest, daß es doch nicht so sein kann! Da liegt der ganze schöne, verflossene Sommer wieder vor mir mit allen unsern blitzenden Ideen und leuchtenden Hoffnungen. Vieles ist leider anders geworden; aber der Boden ist noch da, und das viele Leider kann wieder anders werden, wenn wir der Zeit nur Zeit lassen. Wer sich sein Leben nicht aus dem Schmutz hervorhebt, worein die meisten andern in ihrer ärmlichen Gemeinheit es immer dem ihrigen gleich niedertreten möchten, der kann sich in solcher Zeit, wie die unsrige, gar nicht behaupten.

Aber, mein Bruder, Du sprichst da von einem Zweck des Lebens, und sprichst so verstän-

dig davon, als hättest Du den alten Verstand verloren. Um Gottes willen! bleibe mir damit vom Leibe. Ich will hoffen, daß dieser Verstand nur wie ein Wolkenzug über Dein Leben hingezogen ist, wie es zuweilen über Dich hinzuziehen pflegt. Aber Gottlob, daß es zieht. Du kennst ja die Leute, die immer von verständigem Leben und Zwecken sprechen, die durch Klugheit alles vorhersehen und regieren. Hast Du die Helden in Deiner unverständigen, zwecklosen Freiheit nicht alle niedergemacht? O es giebt etwas tausendmal besseres, als aller Witz und alle Klugheit dieser Verständigen, was die Welt erhält und erfreuet. Ich denke noch immer an den Waidspruch des alten schiefbeinigen Anton, der von den Verständigen für einen Narren gehalten ward, aber sie alle auslachte; er war etwas dick und derb, wie der ganze Kerl, aber er trifft. Er sang ihn einmal einem kleinen deutschen Fürsten vor bei einem Vogelschießen in Thüringen, wohin wir Jünglinge von J. zahlreich gezogen waren. Anton saß mit uns, etwa ein fröhliches Dutzend stark, an einem Champagnertisch, und machte seine begeisterten Possen: die Durchlaucht wollte auch etwas davon haben, und ließ ihn zu sich einladen. Anton machte Anfangs den Spröden, endlich gieng er, und sang:

Von Weisheit schwatzt, wer den Verstand verlor,
In die Trompete stößt das Eselsohr.
Frei leben ist des Lebens höchster Zweck.
Das Uebrige, spricht Paulus, ist ein Dreck.

Denn sprich, was ist Verstand? Ein gutes Ding, aber das schlechteste Ding von der Welt, wenn man sich darauf etwas einbildet; und einbildisch und eitel macht er alle, die nicht mehr haben, als ihn. Seine Welt ist so handgreiflich, seine Wahrheit so flach und klar, alle seine Güter sind wie blanke Dukaten leicht zu zählen und zu berechnen. Darum sind Völker, welchen der liebe Gott von diesem reichlich und von tieferen Gemüthsgaben kärglicher gab, so sehr geneigt zur Eitelkeit und Aefferei. Sei Du zufrieden mit Deiner Vernunft und Unvernunft, und laß kleinen Menschen ihre kleine Fertigkeit und Beständigkeit unbeneidet, wobei Du Dich den ersten Tag erhängen würdest, wenn Du ihre ganze erbärmliche Last fühltest, wie sie ist. Es giebt eine größere Konsequenz des Gemüthes, wodurch der edle Mensch sich von dem gemeinen, der reiche von dem armen unterscheidet, jene, wo man seines Centrums gewiß ist, wohin die üppigen Triebe nach der Ausgelassenheit wieder zurückkommen werden. Was soll man sich auf den elenden Kerker einbilden, worin man sich mit einer kümmer-

mer-

nerlichen Tugend einschließt, wie eine alte Jungfer, die über ihre gelben und runzlichten Wangen einen Schleier wirft, um die leichtfertige Welt nicht zu locken und von ihr verlockt zu werden. Hinein in des Lebens Weite soll der Mensch dringen mit Lust und Leid, ihre mannigfaltigen Gefahren und Genüsse durchwandeln und durchschwelgen, damit ein Mann entstehe. Ist Kraft in ihm, so wird sie sich desto schöner sammeln, und in ruhiger Enge genießen, was sie in unendlicher Weite besitzt. Kometen gehen nach einer festen Regel ihre unregelmäßigen Bahnen: so ist das Leben waidlicher Naturen. Sie werden angegafft wie Kometen, und erschrecken noch alle Tage die Dummköpfe: Ich weiß nun wohl, was Du mit Deinem Zweck und Deinem verständigen Leben sagen willst. Du meinst nicht jenen Tod des Lebens, wo man mit dem Leben grade fertig ist, und sich auf seinen Hefen mit dem Verstand in den Ruhestand setzt. Davor hat Dir je und je gegraut. Ich muß recht lachen, wenn ich Dich hier denke, wie Du immer bist, sobald Du Dich verleiten lässest, einmal verständig zu sein, oder gar verständige Gedanken aussprechen zu wollen. Du spielst dann auch eine gar lächerliche Figur; es ist, als wenn Du Deines Großvaters Bräutigamsrock anzögest, der

Dir an allen Enden zu weit ist und den sonst wohlbeleibten und blühenden welk- und mager sehen lassen würde. Denn wie Du freudig und allwirkend und alle überzeugend und beherrschend bist, wenn Du mit Deinem jugendlichen Uebermuth und leichter Beweglichkeit in der Mitte des Lebens stehst; wie Du da in Deiner unverständigen Freiheit, die den Philistern ihr faules Leben stört, als ein Held handelst, als ein Begeisterter sprichst, als ein Jüngling liebst und lebst, und Deine menschenheilende Kunst Trotz dem alten Asklápios übst: so verdirbst Du Dich selbst augenblicklich, sobald Du Dich einlässest, wie andere zu leben und zu denken. Diese Gefälligkeit oder Thorheit, die genialische Menschen selten haben dürfen, darfst Du nie haben. Du darfst den Zweck Deines Lebens und alles Lebens nur immer mit Liebe und Sehnsucht aussprechen, und nie anders, wenn Du ihn nicht verlieren willst. Und ist es nicht Unsinn, überall von Lebenszweck zu sprechen, als ob sich das Leben nur so setzen und stellen ließe, wie die gewöhnlichen Tröpfe meinen. Bei einem Taubenhause darf man vom Zweck sprechen in ihrem Sinn, und auch da kaum; denn oft wird selbst solch ein Quark ganz anders, als die erste Ausrechnung war. So wie ihr Aerzte nicht wisset, was der Grund des Blut-

lebens ist, das sich doch etwas dicker befühlen läßt, als das, wovon wir sprechen, und das eure Stümper täglich zu Tausenden todtschlagen, so meinet ihr jenes höhere Leben fassen und princi- piiren zu können? Laß Dich nicht täuschen, Bru- der, und bleib, worin Du bist. Ich fühle es im- mer mehr, jeder Mensch hat von der weisen und gütigen Natur seinen Instinkt erhalten, woran er sich immer halten sollte, jenen leisen Hexenmei- ster in uns, jenen dämonischen Kobold, der, wie sehr er uns oft erschrecke, doch der einzig rechte Warner und Zeichendeuter ist, welchem wir fol- gen sollen. Selbst könnte das Höchste — und was ist höher, als Leben? — sich so setzen las- sen, Du bist nimmer gebohren, etwas zu verein- zeln und hinzusetzen, und es dann einzusegnen und zu sprechen: sei, weil ich es will! Wenn Du aus Deinem Wesen etwas herausnehmen und etwas besonderes damit machen willst, so wirst Du gleich schwächlich. Das ist Dein Lob, mein Bruder; Du bist noch ein ganzer, wahrer Mensch, und fühlest deswegen jeden Unsinn, wenn Du ihn auch nicht begreifst. Wird man ja durch den all- gemeinen Wahn der Narren einmal mit fortge- trieben, und will es machen, wie sie, so fühlt man sich in Unlust und Beherung, wie es jedem geht, welchem etwas Lebendiges plötzlich zum Ge-

spenst wird. Mir begegnet zuweilen etwas Aehnliches, was Dir Deinen Fall deutlich machen kann. Wenn ich lange etwas Dürres gelesen oder geschrieben habe, was man in dieser sublunarischen Welt leider nur zu oft muß, so schießen mir einzelne Worte wohl als Zauberformeln vor die Augen, daß ich mich ordentlich behext fühle und mich wundere, daß ich sie für etwas anderes als Gedankenhexerei gehalten habe. Das saftige und lebendige Fleisch des Lebens ist dann durch die nichtige Mühe von dem Menschen so abgefallen, daß etwas, das unsern hochgelehrten Geistern täglich zustößt, auch mir wiederfährt: das leibliche Bild der Wörter ist dann auch dahin, man kennt die alten Bekannten nicht mehr, wundert sich, daß man sie gekannt hat; sie sind dann, was sie an sich selbst sind, bloße Zauberformeln. Man konnte daraus lernen, wie gefährlich man sich und andere damit behexen kann.

Was Du mit Deinem Lebenszweck meinst, weiß ich wohl, Du Lieber. Du sprichst wie die Thoren, aber meinst nicht wie sie. Denn wie sollte man nicht thörigt sprechen, sobald man das Ewigunbestimmbare und Unendliche bestimmen will? Das Leben selbst, oder volles, freies Daseinsgefühl ist des Lebens höchster Zweck, was

Anton dem Fürsten vorsang. Dies hast Du von jeher gewollt und geübt, diese göttliche Sehnsucht hat Dich noch nicht verlassen; aber dies, was der Grund des Lebens ist, als etwas außer dem Leben in das Leben selbst hineinstellen wollen, ist ein vergebliches Unterfangen. Da muß man sich wie jene Kümmerlinge erst ein Sedezleben herauskalkulirt und mit einem zierlichen goldenen Schnitt eingebunden haben, was sich freilich in Taschenformat ziemlich leicht präsentiren und transportiren läßt. Du meinst unter Lebenszweck nichts anders, als endlich einen festen Punkt, der Sehnsucht und der Thätigkeit zu finden, eine bestimmte äußere Gestalt, die man nicht wieder verlieren könne noch wolle: Du willst jenes im Großen haben, was die Kleinverständigen im Kleinen so leicht erwerben. So kenne ich Dein Gemüth und Dein Leid, was oft auch mein Leid ist. Hier, Freund, giebt es viel zu klagen und zu sagen, und doch kann ein so großes Ding nie abgemacht werden. Ich halte mit Dir, daß ein Ideal auf dem Leben ruhet, das höchste aller Ideale, aber unmöglich so, wie Du es überirdisch begehrst. Um dieses Göttergut ewig zu befestigen, suchst Du so rastlos nach der Gestalt, worauf sein heiliger Glanz wohnen möchte. Zuerst giebt es wenige Sterbliche, so glück-

lich organisirt, unter so günstigen Sternen geboren, daß sie diese Gestalt frühe fänden und immer festhielten. Die meisten, auch die hochbegabtesten und glücklichsten haben von jeher zwischen Himmel und Erde geschwankt, und in Tagen und Stunden genossen, was Du für Jahre und Jahrzehende zu gewinnen wagst. Die reichsten Naturen sind immer zu geneigt, alle innere Gestalt, die nur Spiel eines höheren Götterlebens ist, nicht bloß auf die fromme Gestalt der Natur überzutragen, die sie aufnimmt und erleuchtet, sondern auch auf das Leben des Jahrmarktes, wo Scheine und Andeutungen eines ganz andern Geistes vorkommen. Und zweitens, nimm unsre Zeit — wo soll das Feste und Gewaltige sich an solchem Leben ansetzen, wo alles vor ihm weicht und niederbröckelt, und wo selbst die Muthigsten bei solcher Kühnheit sogleich über Verwundung und Zerschmetterung schreien? Es wäre mehr als Vermessenheit, da, wo auch die schönsten Erscheinungen nur als Schatten vorübergehen, wo der morgende Tag das Werk und die That des heutigen begräbt, kurz in dieser chamäleontischen Zeit der Verwandlung und Zerstörung allein fest und gestaltvoll sein zu wollen. Wollen wir trauren, daß wir wie edle Atomen zerfliegen werden, die keinen frischen

Leib und kein volles Herz ihrer Welt finden können, und so in Sehnsucht vergehen? Zart ist der Klang und der Duft, zart alles göttliche Leben. Die Hand her, Bruder! wir können doch Götter sein. Es ist ein Punkt, bis wohin, wenn nicht weiter. Nimm dies an, wie ich es gebe, und denke der Sache weiter nach.

Vierter Brief.

Was soll man immer das Erste begehren? In dem schönsten Zeitalter ist das eine Vermessenheit; und nun in unsrer Zeit? Lieber Freund, noch einmal Deine Hand her! und laß mich sie fest und warm fassen, und fühle, wie ich es treu und redlich mit Dir meine. O könntest Du auch fühlen, wie hoch ich Dein Streben achte! Wir dürfen wohl sagen, es ist herrlich, was wir begehren, aber wir müssen auch bekennen, daß in den größten Zeitaltern die Besten nie mit ihrem Werke und ihrer That zufrieden waren. Darum sind wir mit Staub bekleidet und der Vergänglichkeit unterthan. Haben wir doch gehabt, was so köstlich ist, daß man dann sogleich sterben sollte, um nicht wieder Schlechteres zu erleben; und ist uns nicht Köstliches noch künftig beschie-

den und wird uns werden, wenn wir nur Geduld haben? Wir sind ja jetzt nicht die elendesten und schlechtesten; in schöneren Jahrhunderten wären wir andere Männer gewesen. Mag sein. Aber müssen wir nicht unsers Daseins Spiel vollenden, so gut wir können? und mag man uns schlecht schelten, wenn die Zeit uns nicht erfüllen läßt, was unsere frühere Jugend gelobte? Sieh Dich um, und tröste Dich; sieh Dich um, und schaue, was es für Menschen sind, welche das Zeitalter die ersten nennt: seine Weisen marklose Krüppel, seine Helden schlaue Banditen, seine Regierer Altflicker. Ist es der Mühe werth, mit solchen nur groß und bedeutend sein zu wollen? Nichtiger Trost für mich, sprichst Du, daß alles kleinlich und häßlich ist. Wahr, mein Bruder. Aber in diesem wilden, gestaltlosen Treiben, in dieser nichtigen Größe, und bedeutenden Nichtigkeit bewegt sich wieder so viel Gutes und Schönes hin und her, so viele Erkennung des Besten aller Zeiten, so viel hoher Muth und stilles Streben und Marterthum der Einzelnen; es ist eine solche Lichtmasse über diese Sündflath ausgegossen, daß die wenigen Lebendigen, die aus ihrem Schlamm sich wieder hervorwühlen werden, sich wohl erkennen und ihre Erde fester und schöner einrichten müssen, als die

Früheren. Und wenn das Leben so wenig glaubt und so taub und fühllos ist, als Du mit Recht klagst, wenn das kühnste Wollen ohne Widerstand und Kampf sich in ihm verschießt und verfliegt, wer kann Dir die Glorie Deines eignen Selbst nehmen, die hohe Welt Deiner eignen Brust, die schönen Spuren des freudigen Männertrittes? Der Kreis edler Menschen ist auch jetzt nicht so eng, als er scheint. Es ist der Lohn und die Würde alles Vortrefflichen und Freien in dem Menschen, daß es ewig unsichtbare Lichtstrahlen um sich her schießt, welche wärmen und erquicken, hie und da auch wohl zünden und begeistern. Nur der Messer der eignen Kraft fehlt uns, weil die Gestalt eines festen Lebens um uns her fehlt; und wir erhalten die Strahlen nicht so warm zurück, als wir sie ausschicken, und jede Stunde unseres Strebens macht uns ärmer, wenn wir nicht von den Schwerreichen sind, wie Du. Ich will die Zeit gar nicht loben, Liebster. Sie hat alle meine Hoffnungen bis jetzt betrogen; aber doch habe ich von diesen noch keine aufgegeben. Ich habe eine Sicherheit in mir, die manche wunderbare Erfahrung meines Lebens bestätigt hat, daß die Gesichte des Knaben und Jünglings sich erfüllen werden; und sollte ich mein Leben auch zu achtzig, neunzig Jahren hinaus-

dehnen müssen, was bei meinem Fleisch und Bein vielleicht nicht unmöglich wäre.

Von jeher fühltest Du Deine Herrlichkeit mehr als ich in der realen Welt, und fast schon in den Knabenjahren, konntest Du Dich sicher über die Köpfe der meisten wegschwingen, die sich darin groß dünken. Du lebtest und genossest, als die freieste Jugend von Dir noch nichts weiter wollte. Du wurdest Mann, und fühltest eine andere Bestimmung: ein ernsteres Schicksal stieg selbst vor Deinem fröhlichen Blick auf, Arbeit ward Dir gezeigt als Deine Pflicht und Dein Lohn. Du hast ernstlich gestrebt, Deiner neuen Parze zu gehorchen; ich darf Dir es bezeugen, und alle, die Dich kennen: und es ist Dein schöner Schmerz, daß keine Welt ist, die mit Dir gleiches Weges gienge, auf daß Dein Gang sicherer und lustiger sei. So ist das schöne, welterhaltende Gesetz, was Gott in unsre tiefste Brust gesenkt hat, daß Arbeit mit Genuß ganz in Eins zusammenwächst, daß die Freude ewiger Thätigkeit dem Ermatteten ewig neue Erquickung ist und als eine goldne Blume voll Duft und Licht aus den Mühen hervorblühet und zu neuen Eroberungen auf Erden locket. Dies will der Mann, und dies nur darf er wollen. Aller Genuß, den

er in der Ferne sucht, der aus seinem natürlichsten Leben und Streben nicht leicht und lieblich hervorwächst, wird ihm Unruhe und verwandelt sich zuletzt in häßliche Sünde, die ihm das Paradies verschließt. Aber was ist dies für ein Geschlecht, womit wir leben! wie verkünstelt, verblendet und entmannt! ohne Gefühl seiner Selbst, und also ohne Würdigung anderer! wie schwach in Tugenden und Lastern, im Spiel und im Ernst! Wenn ich zwanzig Jahre zurückdenke, wo noch andere Menschen lebten, wunderlich wird mir da zu Muthe, und meine Haare wollen zu Berge. Sieh Dich um! Sieht es nicht aus wie die fleißigste Welt? im ewigen Laufen und Karren, und Schieben und Schreien, als wenn das Leben gar keinen Athem mehr haben dürfte? Und doch sieh weiterhin, was wird aus allem dem zerreissenden Getümmel und Geschrei? Nichts, gar nichts. Die Meisten stönen und kriechen in rechter Eselei fort, und die von ihnen noch ein wenig Lebenssaft übrig haben, stehen hie und da, und jauchzen und belustigen sich darüber, daß die Leute so närrisch und erbärmlich sind: eine Farze, die sich bald in ein Trauerspiel verwandelt. Es ist kein Maaß mehr in dieser Welt, die Faulen scheinen die Fleißigen, und die Fleißigen werden faul, weil sie sehen, daß jene den

Lohn davon tragen. Die Menschen stehlen wie die Diebe, was sie frei nehmen dürften, und arbeiten und keichen um das, was man sich von jeher nur zuspielen und zulocken durfte, und was am ersten und anmuthigsten zu den Einfältigen und Hochgesinnten kömmt. Man steht hier in einem Hexenlabyrinth, wo der Ausgang schwer ist, weil, wenn wir ihn gefunden zu haben glauben, uns immer neu verwirrende Gestalten in den Weg laufen. Aber wer den Zauber hat, dem öffnen sich alle Hexenkreise und Labyrinthe, und für gordische Knoten werden auch heute noch alexandrische Schwerdter geschliffen.

Doch alles dies, lieber W., möchte man noch tragen, möchte endlich ein rasches und mithaltendes Leben in andern entbehren, wenn man der Zudringlichkeit des nichtigen und ohnmächtigen Gesindels entgehen könnte. Ob die Menschen hierin immer so gewesen sind, als jetzt? Ich kann es nicht glauben. Als sie stärker und sicherer waren, da waren sie wohl stolzer und stummer. Jetzt hat sich das ganze Menschenthum in Gutmüthigkeit und Geschwätz aufgelöst, besonders bei uns guten Deutschen, die sich aus unbeschreiblicher Gütigkeit so lange alles haben gefallen lassen, und sich noch gefallen lassen bis auf

den heutigen Tag. Mir wird dies Wesen zuweilen zum widerlichsten Ekel, und ich möchte dann mein letztes deutsches Wort vergessen und nach Montenegro und zu den Huronen fliehen, um unter freien und trotzigen Menschen doch wenigstens frei und trotzig mitleben und schweigen zu können. Freilich die meisten Europäer zerfließen von Jahr zu Jahr mehr in Ziererei und Geschwätz; aber besonders fällt es auf an dem Deutschen, der weder Vaterland, noch Nationalruhm, noch irgend etwas Gemeinschaftliches mehr hat, als das lose Band der Sprache, das fester binden würde, wenn die Männer, welche sprechen können, zum Volke sprechen wollten. Das gutmüthige Volk macht nun allerlei Kunststücke und hat ein Vielleben und eine vielseitige Ansicht und Einsicht dieses Viellebens, daß einem angst und bange werden kann. Und diese Leute sind so freigebig mit dem Ihrigen, und verlangen natürlich, daß wir es mit dem Unsrigen sein sollen: da ist so viel zu fragen und zu erklären, zu geben und zu nehmen, so viel mitzutheilen und zu bephilosophiren, daß unser Einem, der nur Ein Leben und Ein Wissen erkennen wollte und konnte, bei solcher gutgemeinten Zudringlichkeit die Geduld ausgehen möchte. Und doch, wahrhaftig, Bruder, es ist ein so närrisch gutmüthiges Volk, daß, was

ich mir auch vornehme, stolz und trotzig zu sein, ich ihnen fast immer erliege und mich nur zum Abschlachten hingeben muß, wenn sie ja eine neue psychologische Ansicht aus meinem Gespräche greifen, oder gar eine neue Weltansicht erhaschen könnten; denn immer sind sie auf den Fang aus. So widerlich diese Gesellen mir sind, und so sehr sie mich zuweilen vor Fremden demüthigen, so muß ich doch wieder ihre Parthei nehmen, wenn diese sie klein zu machen, oder wohl gar von dem ganzen Volke klein zu sprechen wagen; denn nur die unser Bestes erkennen, dürfen unsre Erbärmlichkeit tadeln: dies ist aber bei wenigen Fremden der Fall. Unser Volk — ich meine das Volk — darf sich wohl vor allen Europäern zeigen, und an Leib und Seele mit ihnen messen; und daß es Zierlichkeit und Schimmer vernachlässigt, ist eher zu loben, da es Tüchtigkeit und Gemüth hat. Aber unsere Führer und Repräsentanten sind auch gar zu erbärmlich, und ich laufe immer zweitausend Schritt weit davon, wenn ich solche unter einem fremden Volke erblicke, die mich so gern in die Gemeinschaft des Nationalen hineinziehen möchten, was mir zu meinem größten Aerger oft begegnet ist. Das verfluchte Gesindel! — laß mich fluchen, denn sie haben es um uns verdient, und durch sie ist

das große herrliche Volk so nichtig und verstockt — das verfluchte Gesindel hat auch keine Spur von unsern stillen Gütern, wodurch wir auch für die That gewaltig sein könnten; aber mit allem Schwächlichen und Gutmüthigüberfließenden überschwemmen sie uns im höchsten Grade. O Bruder, in meinen ersten Jünglingsjahren wie herrlich dachte ich mir deutsche Männer! Ich hatte die Geschichten unsers Volks, und einige unsrer alten Poeten gelesen, und das, wovon ich oben sprach, jenes in mir verschlossene und glühende Feuer hatte alles sublimirt. Da standen die deutschen Männer vor mir stattlich in Einfalt und Treue, klar in ihrer Stille, und majestätisch in ihrer Ruhe. Ich hatte nur Menschen sublimirt, wie ich sie in Bauerhütten gefunden hatte, und dachte mir, solche Wahrheit und Treue, in Fürsten- und Herrenseelen erhöht, müsse eine herrliche Gestalt geben. Ich kam in die Welt hinaus, und sah die Fürsten und Herren, und ärgerte und schämte mich zugleich. Ha! dachte ich, dieses ausgelebte, verkümmerte und alberne Geschlecht soll das Volk durch solche gefährliche Zeiten tragen? So die Fürsten- und Grafensöhne, so die Stifts- und Turnierfähigen. Ich sah es ihnen an, sie hatten nie gefühlt noch gedacht, was die Lust und der Gram meiner Tage und Nächte gewesen

wesen war; sie trugen kein großes Zeichen weder von dem Leib noch von der Seele eines großen Volks; sie hatten keine Ahndung der Zeit, keine Furcht vor ihnen selbst, keinen Stolz, etwas besseres zu sein, als zierliche und bequeme Brodesser. Und die Schande! als wäre das Volk noch barbarisch, nicht einmal sprechen konnten sie mit ihm: französisch mußten sie plappern, die Sitten und das Gemüth der Seine nachäffen, und das letzte Germanische in sich entnerven. Und solche, die in steifer Zierlichkeit, in pedantischer Humanität, die des Volkes Herz nicht durchdringt, weil sie nicht aus dem Herzen kömmt, bis zum Nichts abgeschliffen und ausgewaschen sind, solche sind die Meister und Führer, solche, woraus kein Herrscherton und kein Männerwort hervorklingen kann. O, könnte ich mein heißes Herz Dir in die Hand legen, sie würde brennen.

Und die Gelehrten sind eben solche lächerliche und pinsliche Fratzen, mit ihrem allseitigen Vielleben und allsichtigen Vieldenken, wobei alle Einheit des großen Lebens und des hohen Gefühls vergeht: die meisten ohne Sinn und Ehre. Von Glück und Kraft der Welt wissen sie nicht mehr, und bei jedem neuesten blutigen Tanz der Zeit posaunen sie in ihrer Vielseitigkeit die schöns

sten Ansichten und Aussichten von verborgenen Zwecken und Entwickelungen der Vorsehung und des Zeitalters. Kömmt mir eine solche Kreatur auf den Hals, so möchte ich zuweilen stößig werden; aber sie sind allenthalben, und man muß sie schon ertragen lernen, weil man, wie der Apostel Paulus sagt, nicht aus der Welt laufen kann. Das ist also leider wahr: die uns leiten und halten sollen, sind ausgeartet, und ihr Stamm ausgebaut. Es kann aus ihnen nichts Starkes und Erhaltendes hervorwachsen. Dies sehe ich täglich klarer, jemehr die fürchterliche Zeit mir die Augen öffnet.

Auch unserm Mittelstande, dem nämlich, der durch zwei, drei Generationen des Wohllebens gegangen ist und der eigentlich die beste Bildung und das vollendete Gemüth des Volks darstellen sollte, ist dasselbe begegnet. Auch da sehe ich an unserm Volke, was ich an keinem andern gesehen habe. Sollte das Unpolitische und Unnationale, worin wir leider leben, eine solche Gewalt auf die Menschen haben, daß daraus endlich eine völlige Entkörperung und Ungestalt hervorgeht? Bedarf der Mensch der dickleibigen äußeren Gestalt des Staates so sehr, damit er tüchtig und gesund sei? Ja, ihrer bedarf der Mensch, der

auch Bürger sein soll. Ist dem also, o mein Bruder, wir sollten uns der Knechtschaft mehr erwehren, die uns drohet; denn siegt der Gewaltigste, so wird ganz Europa ein leibloser und seelenloser Sklavenhaufe. Denn welche Menschen sind dies? ohne physischen Nerv und Tüchtigkeit, ohne den schlichten, geraden Verstand der Hütte, Schwächlinge und Narren, mit einem so schwankenden Dasein und einer so äffischen und verworrenen Gedankenwelt, daß man unmöglich etwas Kümmerlicheres sehen kann. Sie sind dahin gekommen, daß sie sich mit allerlei Ding trösten, und nicht mit sich selbst; denn in sich sind sie glücklich fertig. Freilich wenn der Sturm kömmt, werden wir sehen, welche Federn auf Wolken fliegen können.

Kannst Du mir es verdenken, wenn ich anfange die Welt zu meiden und finster mich immer mehr auf mich selbst zurückzuziehen? Denn alle diese Affengesichter und Menschenähnlinge nehmen mir die letzte Hoffnung. Und sie sind so tönend an Worten, so wasserreich an Empfindungen, so überschwänglich gutmüthig von Herzen. Ich habe mir vorgenommen, gegen sie auch äußerlich stolz zu sein, wie ich es innerlich werde, wenn ich mich mit solchen vergleiche. Man darf

sich mit dem Gesindel nicht zu viel einlassen, wenn man nicht von seiner Jämmerlichkeit leiden will. Was habe ich mit solcher gutmüthigen Tagedieberei und Gedankendieberei zu thun, die nicht so ganz unschuldig ist; denn sie wollen mit der Albernheit doch etwas bedeuten. Nein, hülfreich und gut soll der Mensch im Leben sein, wo er kann; aber die Gesellschaft und der Umgang — wer hat ein Recht an mein freiestes und göttlichstes Leben, wenn er ihm nichts geben kann, wenn er mit seiner gemeinen Faulheit kömmt, mich zu plagen, mit seiner gemeineren Eitelkeit, mich zu verderben? Wo ich Mensch sein, wo ich mich erholen und für Arbeit stärken will, da soll mein Leben frei sein. Zu diesem Einen, wohin der Streit nicht reicht, der mich allenthalben faßt, zu diesem Einen sollen Knechte kommen, und auch dahin ihre Albernheit bringen? Wir leben überall zu viel in Gesellschaft und lassen uns von andern machen; aber daß wir unser Edelstes, was wir sind und haben, so nichtig hinwerfen, das ist Sünde an Gott und an uns. Ich bin hier besonders geplagt mit solcher gutmüthigen deutschen Nichtigkeit, und oft, wenn ich allein zu sein und mich bloß von meinem eignen Triebe in die Welt hinein treiben zu lassen meine, überfällt mich eine unglückliche Bekanntschaft und entreißt

mich auf ein paar Stunden mir selbst. Und mit diesen Schwätzern und Lächlern, die auf kümmerlichen Knochen gehen und nicht wie Männer aussehen, unter Fremden zu sein, das schlägt zugleich den Stolz. Ich erinnere mich, daß vor einigen Tagen zwei solcher Landsleute mich an einem Orte faßten, wo gewiß niemand uns kannte, auch verrieth uns die Sprache nicht, denn es war eine kurze Periode des Schweigens: da hörte ich, als wir einigen Sitzenden vorbeigegangen waren, vernehmlich hinter uns her: Sprickt sie auck deutsch? Ich lächelte und ärgerte mich, ich wußte, warum jene dies sagten. — Und dann die Männer in ihrer Erbärmlichkeit — das ist die Pest des Lebens. Deswegen lebt es sich unter Weibern in der Regel weit gemüthlicher und frischer. Denn wie kindisch und verkrüppelt das Männlein auch sei, er muß sich hinaufschrauben und eitel werden. So viel fühlt er, und so viel sagt ihm doch die schlechteste Gesellschaft, daß eine gewisse Tüchtigkeit von ihm gefordert wird, daß er etwas soll thun können. Da sind denn Ansprüche, Affektationen, Eitelkeiten und Kunststücke aller Art, um etwas zu bedeuten. Das Weib, selbst in der schlechtesten Zeit, ruht mehr auf eignem Sein; verdorben und ungebildet, wie sie ist, bleibt sie

immer natürlicher, und tröstet sich im schlimmsten Fall damit, daß die Männer nun einmal so sind. Sie bedeutet immer am meisten dadurch, daß sie ist, und durch das, was sie ist; es ist immer eine poetische Würdigung in ihr. Der Mann aber, von welchem man sagen darf, er kann nichts, wird dadurch ohne Gnade von der Rolle ausgestrichen; und das läßt keiner mit sich geschehen, ohne sich zu wehren. Siehe, hier hast Du einen reichen Text, der zu einer Postille von deutschen Klageliedern Jeremiä ausgesponnen werden könnte.

Fünfter Brief.

Ich empfieng Deinen Brief mit Freuden, lieber W., und legte ihn mit stummer Wehmuth weg. Du hast mir tief in das Herz gegriffen und alle seine innersten Saiten berührt; schon sind Tage vergangen, und noch klingen sie denselben Ton. Und doch, mein Bruder, will ich Jahre lang lieber so mit Dir trauren, als mit jenen mich freuen. Denn könnte ich das, so wäre es für immer aus mit mir. Wenn das Dir begegnet, der so fest im Leben stehet, so heiter des gegenwärtigen Glückes genießt, dessen Geschäft so vielfach und so schön mit allerlei Menschen verbindet, was soll an mir dürrem Holz werden, der sich, wie unsre Schweden hier sprechen, den buchlichen und papierlichen Künsten ergeben hat, wodurch Viele zuletzt wahre Papierschnitzel werden?

Glaube mir, oft wird mir bange, daß ich werden könnte, wie sie. Schon früher sind mich solche Schrecken angewandelt, und ich habe hingehen und Schaufel und Spaten ergreifen wollen; aber der Gedanke, daß man den Inhabern von Schaufeln und Spaten jetzt recht eigentlich auf dem Nacken steht, und die Lerche für sie nicht singt, der Baum ihnen nicht blühet, noch der Weizen die Aehren schwellt, hat mich wieder in meine Geistergespensterwelt zurückgejagt.

Also entschiedener Ekel an den Zeitgenossen und ihrem Leben? Besinne Dich, Bruder, arbeite, was Du kannst, nimm Dir ein Weib, und mache Dir Zeitgenossen, die Du nach Deiner Art zustutzen kannst. Ja, da treffe ich den wunden Fleck. Aufrichtig gesagt, ich glaube, ich lebte nicht mehr, oder wäre auch wie sie alle, wenn ich die guten Alten nicht hätte. Die Griechen, Hans Sachs, und Doktor Luther, und was es sonst Altklingendes und Einfältigtüchtiges giebt, erfrischen mir doch oft das welke Herz und seine Hoffnungen wieder, und zeigen mir das Bild meines Lebens, dessen Darstellung auf Erden mir dann eben so leicht und thunlich scheint, als des Menschen Sehnsucht darnach heiß ist. Aber zuweilen — und diese Zuweilen sind jetzt oft Tage —

zuweilen, wo die kleine Arbeit und das kleine Nichts, was man treiben muß, um an der Erhaltung des letzten noch nicht gefallenen Nichts mit stümpern zu helfen, mit seinem Gewicht überschlägt, falle ich wieder so tief hinab aus dieser einfältigen und kräftigen Menschenwelt, daß mir oft ist, als möchte ich liegen bleiben, um nie wieder aufzustehen. Es wäre doch Schade um mich, wenn ich zuletzt ein Narr werden sollte, oder ein Menschenfeind, weil ich Wahrheit suchte und Tugend auf Erden wollte?

Du weißt, wie ich seit fünf, sechs Jahren so ziemlich mit allerlei Volk leben und ihnen meine Freude bei Tage und Nacht einimpfen konnte. Das war nun freilich kein Götterleben, weil die Ingredienzien zu schlecht waren; aber, wenn es gleich auf einer Täuschung ruhte, war es doch immer ein besseres, als gar keines. Mit dieser Täuschung scheint es aus zu sein, und es will mir nicht mehr so gelingen unter dem Gesindel. Denn, zwei, drei ausgenommen, waren auch die meisten derer mattes Gesindel, mit welchen ich damals heilige Orgien feierte. Das ist nun auch vorbei, und glückt mir nur zuweilen noch, und dann zu meinem Aerger, weil ich merke, daß das Gesindel mit meiner heiligen Freude ein fre-

ches Spiel treibt und glossiren kann, wo ich begeistert bin. Verdruß in der Unterhaltung durch das Weibergeschwätz, wodurch man die Zeit richtet, Langeweile in der Gesellschaft, Nichts, leeres Nichts sogar in der Arbeit, woran der Mensch sich freuen wollte — Bruder, wo will das am Ende mit einem hinaus? Ja, ich fange an mich in der völligsten Opposition mit meiner Zeit und den Menschen zu fühlen, mit welchen ich leben muß; und frage ich mich selbst, so bin ich doch nicht immer ein Ajax furens — was mir wohl Tage lang begegnen kann — und lasse diesen furor doch nicht unter die Leute, nicht einmal, wie jener Alte, unter ihre Gänse und Schöpse fahren, sondern bin, wie Du weißt, als ein unwitziger Deutscher, in meinen Worten nie beissig gewesen, wodurch die Leute mir hätten aufsätzig und stachelrückig werden können. Sie scheinen mich auch angenehm und lieb zu haben, wie sonst, wie die Leute eben lieb haben können, und sogar Achtung und Ehre schieben sie mir wohl zu; aber ich fühle, daß alles bloß zugeschoben wird: und so hat man keine Freude von dem Besten, was man gethan und gewirkt hat. Sähe ich dies nicht, und fühlte ich nicht, daß die Menge mich noch wie Ihresgleichen sieht und empfindet, so könnte ich mich schon für einen vollende-

ten Narren halten; aber nun erlaube meiner Eitelkeit zu schließen, daß sie die Thorenköpfe sind, weil ich wie sie sein und doch nicht mit ihnen aushalten kann. Das ist freilich eine Art zu schließen, die sich schwerlich auf dem Katheder halten läßt, die aber bei Dir gewiß gelten wird, was sie gelten soll. Ich sehe nun nur Eine Rettung für mich aus diesem Schwanken im Nichts, oder dieser noch verderblicheren Einsamkeit, die mich aus der Welt heraustreibt. Will diese nicht anschlagen, so kann ich mein Haupt verhüllen, die Gräber für künftige Geburten einsegnen, und sterben. O wenn die Zeit mir Ruhe und einen festen Sitz auf Erden gönnte, ich versuchte es mit dem, was ich Dir oben nicht so ganz im Scherz rieth, ich versuchte es mit einem Weibe und der Fabrik von Zeitgenossen. In der Sicherheit des Hauses und seiner Zucht kann meine Welt, einige Freunde, die etwas können, — o daß ich Dich täglich über meine Schwelle gehen sähe! — Kinder, die ich zu Männern bilde — o, mir schwebt ein Leben vor, das ich kurze Zeit genoß und oft so lebendig auf Minuten wieder halte. Will dies alles in dieser Zeit nichts werden; ist kein Weib zu finden, das Gehorsam und Liebe gegen die Natur hat; werden die Kinder trotz aller Sorge von dem Krebs der

Zeit angefressen; dringt Tyrannei auch in meine stille Wohnung ein — nun so ist der Tod das Ende alles Spiels, und ich habe immer gemeint, daß, wer nicht sterben kann, auch nicht leben könne. Sorgenträgerei für die Zukunft, die uns nie trägt, und kleinliche Angst der Gegenwart habe ich selten länger als Stunden gefühlt, und auch dann nur durch eine Angewöhnung, die mir nicht natürlich ist. Wo ich frisch und frei hineingegangen bin, ohne andere Stimmen zu fragen, da bin ich immer am unversehrtesten herausgekommen. Darum bleib ich, was ich war, und singe mit Petrarka: Saró che fui, vivró com' ho vissuto. Die Wechsel des Lebens müssen nur alle äußerlich sein, so sind sie nicht so gefährlich und halsbrechend; wer aber mit ihnen immer wechselt, der wird zuletzt der Narr und Ausgelachte.

Also ein Weib will ich Dir anschwatzen, weil ich selbst nach einer Bettgenossin lüstern bin? und Dir, der mir ein ganzes, volles sirachisches Kapitel, und eben kein erbauliches, von den Weibern gegeben hat? Du hast die Stelle meines letzten Briefes bitter aufgegriffen, daß Weiber nie so erbärmlich werden können, als Männer, und daß sich mit ihnen immer noch tröstlicher

leben lasse, als mit unsern Mitweltschöpfern, die nichts sind, als Affen und Schwächlinge. Aber die armen Weiber — was haben sie Dir gethan, Dir, der ein Lobgedicht auf sie schreiben sollte? Denn wer hat sich ihrer mehr gefreut, als Du? Oder hast Du ein Recht, sie zu schelten, weil Du sie so gut kennst? Bruder, werde nicht böse; wer am meisten mit ihnen gelebt hat, kennt sie gewöhnlich am wenigsten. Es ist das nur wieder eine von Deinen Anwandlungen, die nichts bedeuten, wenn man Dich kennt. Ich wette, morgen sollst Du die armen Unschuldigen mit mir loben. Ja, wenn Du es lassen könntest, sie zu lieben; aber das steht Dir nicht auf der Stirn geschrieben: und erscheinet es je darauf, so ist es ein Zeichen, daß Du von hinnen willst, und dann geleiten Dich alle Engelein in Abrams Schooß; denn mit dieser Liebe hört das Leben auf, und der Tod ist uns dann gesünder. Wie Du Dich bald vergessen kannst! nun so wirst Du auch dieser üblen Laune bald vergessen.

Weißt Du nicht mehr den vorigen Sommer in S. die schönen ersten Tage des Julius? wie wir da schwärmten und träumten! Ich habe ein paar davon als recht weiße Tage in meinem

Leben ausgezeichnet. Sie müssen göttlich gewesen sein, denn die ausgleichende Nemesis war mir dicht auf den Fersen und hätte mich aus diesem schönen und vollen Leben fast plötzlich zum Orkus hinabgerissen. O ich weiß es noch, als wir in M's Garten auf dem Altan standen. Die Nacht war lau und verliebt, ihr magischer, duftiger Silberschimmer lag still um Blumen und Blätter, der Mond wandelte durch zerrissene Wolken, und mild leuchteten die Sterne. Wir standen erhöht durch alles, was Menschen hoch macht, durch Freundschaft und Freiheit, durch Liebe und Wein, und sahen über das Meer hin, und mein süßes, mütterliches Eiland mit allen Kinderspielen und Jugendträumen schien mir beweglich entgegen zu schwimmen. Da giengen die guten alten Tage, die nicht mehr sind, uns als freundliche Geister vorüber, wir standen schweigend und selig, wie man es auf Erden sein kann. Endlich lösten sich die Zungen für liebe Erinnerungen und junge Hoffnungen, die Du mit Deiner Freudigkeit grün und frisch sogleich in das Leben hineintrugest und sie freundlich vor mir ausschüttetest als glänzende Götterkinder und Blumenknospen des Frühlings. Wir sprachen von dem, was wir erlebt und genossen hatten, von unsern Thorenstreichen, von dem Glücke und der Leichtigkeit

der Jugend, und endlich zugleich mit Lust und mit Trauer von unseren Freunden und von dem allgemeinen Verhängniß der Menschen, daß so wenige erfüllen, was sie geloben, und so wenige erhalten, was sie wünschen. Mein guter, treuer Bruder Fritz, den Du so lieb hast und so lieb haben mußt, kam dabei auch in das warme Gedränge, sein tiefes, genialisches Gemüth, sein großes Herz, das in der Dürftigkeit dieser Zeit gar nicht hat anfassen können, und als ein köstlicher Schatz in seiner eignen Tiefe untersinkt, ohne sich selbst und andern die gebührende Freude zu geben. Wir hörten es endlich zwölf schlagen, und eilten stummer der Stadt entgegen. Du folgtest mir bis zu meinem Quartier an dem großen Markt; da entstand ein Wettstreit, Dich auf dem halben Weg zu Hause zu begleiten. Auf diesem Wege sahen wir Licht in einem Hause, wo eine sehr schöne Frau wohnte. Da schlug es wieder lebendig bei Dir auf, und war nicht mehr zu löschen. Wie Du das Weib priesest! ich denke, sie hätte aus dem Bette müssen, wenn die Ohren immer gebührend anklängen. Ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Zartheit, und Unverdorbenheit in dem Taumel der großen Welt, worin ihr Stand und das Verhältniß ihres Mannes sie hielten; selbst alle kleinen Lau-

nen und Thorenspiele, worauf Du nun so böse bist, waren da nur Erhöhungen der höchsten Freuden und Lebensgüter. Ich freute mich, das von Dir zu hören, und über eine Frau, die Du täglich sahest, von Dir, den ich in diesem Punkt immer etwas leichtfertiger als recht gehalten hatte; und wir kamen tief hinein in den Text, so tief, daß Du sogar den Mond, vielleicht zum erstenmal in Deinem Leben, mit etwas siegwartischen Augen ansahest. Wir standen wieder auf dem alten Markt, Gott weiß, auf welchem Wege wir dahin gekommen waren, und der keusche und empfindsame Mond hieng uns mit seiner runden Scheibe in heller Wolke so großäugig über dem Kopf, daß man ihm wohl ein Wort abgeben mußte. Du fandest ihn himmlisch schön, schöner, als Du ihn in Deinem Leben gesehen; und selbst das gothische Rathhaus und der alte hochragende Kirchthurm wurden mit in Dein Entzücken gezogen. Wir giengen und standen; keine große Straße hat uns die Nacht wohl nicht gesehen. Es war heller, lichter Morgen, als wir uns vor dem Lichte und den Nachtwächtern schämten, und jeder sein einsames Haus suchte. Da ward nichts gesprochen, als von Weibern, Gemeines und Ungemeines, Thörigtes und Kluges; aber gewiß alles gut gesprochen: denn Du

warest

warest in einem herrlichen Athem, und brachtest auch mich hinein. Und dies gieng alles so frisch aus dem Leben heraus, und wieder dahin zurück; ich möchte es so aufschreiben können, es würde eine herrliche thörigte Weisheit sein: die einzige, die den Sterblichen immer genießbar bleibt. Da war auch die Rede von Mysterien der Leiber und Geister, von Leibes- und Liebesgenuß, von heiliger Ergänzung der männlichen und weiblichen Natur in einander, kurz von aller höchsten irdischen Lebensfülle und Lebensfreude. Ich weiß es noch recht gut, wie Du damals die Weiblichkeit vergöttertest und sagtest, Du möchtest an Dein Leben gar nicht zurückdenken noch wissen, daß Du gewesen seiest, wenn Du keine Weiber geliebt hättest. Und wir sprachen auch hoch von weiblicher Tugend, und jeder rief die liebenswürdigen, treuen und hochgesinnten Frauen auf, deren er sich zu besinnen wußte.

Wo ist das geblieben, Lieber? Bist Du in Einem Jahre so grau geworden? oder was haben die süßen Kreaturen Dir gethan, daß Du sie mit in unseren Zorn mischest? Sie können ja nicht dafür, daß sie nicht besser sind, als wir. Und doch sage ich noch einmal, so jämmerlich können sie nie werden, als die Jämmerlichsten

von uns. Ich erinnere mich, nachher, als Du mein Leibesarzt wurdest, haben wir noch oft über dieses interessante Kapitel gesprochen, und uns offene Bekenntnisse abgelegt. Erlaube mir, daß ich dies hier noch einmal zusammenfasse, um mich zu vertheidigen und Dich zu versöhnen, wenn Du nicht schon versöhnt bist, ehe Du diesen Brief liesest. Ich habe gewiß nicht so viel Liebes genossen von Weibern, als Du, und doch bin ich still und laut immer ihr Kämpe gewesen, und habe es nie gelitten, wenn man selbst von den Schuldigen öffentlich Böses gesprochen; denn ihre Waffen sind so leicht zerbrechlich und ihr ganzes Leben ruht auf der Meinung. Deswegen ist es schlecht von Männern, wenn sie über Frauen nicht schweigen. Ja sogar loben dürfen sie sie nur vor wenigen. Ich versichere Dich, daß mir das Blut in den Fingern prickelt, wenn Männern so Unwürdiges entfährt. Es ist mir dann, als möchte ich rufen: selbst Weiber ihr! Weiber thun Weibern keinen Schaden mit ihrer Zunge, denn ihre Feindschaft und Freundschaft mit einander bedeutet nicht mehr, als man eben hineinlegen will. So will ich denn für das leichte, verderbliche Geschlecht, für die schönen Plagen und reizenden Sünderinnen noch einmal in die Rennbahn treten und rufen: Trotz sei

dem, der von ihnen schlechter zu sprechen wagt, als ich! Bruder, sie sind so leicht zu vertheidigen; aber dabei bleibt es, gehorchen sollen sie uns, was recht ist: denn sonst wird es ein verkehrtes Leben. Aber wir müssen auch Männer sein, und herrschen können.

Sechster Brief.

Wahrlich, wir haben sehr Unrecht, von den Weibern Böses zu sprechen; denn wenn wir sie nicht loben können, so sollen wir sie doch beklagen. Sie haben ja die Zügel der Welt nicht in den Händen, sondern müssen die Welt eben nehmen, wie wir sie einrichten; und wenn wir sie schelten, so schelten wir nur uns selbst, denn sie sind nur Bilder unseres Lebens, und in allen Zeitaltern und Nationen kann man in ihren Neigungen und Sitten die der Männer erkennen. Die Klagen, die wir nur eben über uns selbst und unsere männliche Zeitgenossen geführt haben, lassen bei ihnen freilich keinen Paradieseszustand und kein hohes Leben erwarten; denn woher sollten sie es nehmen, wenn wir Krüppel und Kümmerlinge sind? Ich will Dir sagen, Bru-

der, wo der Grund unserer Unbilligkeit gegen das zartere Geschlecht liegt. Er liegt in aller der übrigen Verworrenheit der gegenwärtigen Zeit, oder vielmehr darin, daß Viele jetzt der Verworrenheit inne werden und durch Klügelei und Stümperei bessern wollen, was von Grund auf eingerissen und neu aufgebaut werden muß; er liegt in einer völlig andern Idee von Leben und Lebensfreiheit, als unsere Großväter hatten, welche die alten morschen Stützen unsrer kümmerlichen Moral und Tugend niedergerissen und so viele Wahne, welche die Menschen als Gesetze leiteten, gleichsam wie Spreu weggeblasen hat, während das Neue noch nicht in die Welt eingedrungen ist und sie sichert und erhält. Wir wollen die Sache einmal ein wenig rückwärts betrachten und sehen, wie das jetzt bestehende Verhältniß des europäischen Weibes zu dem europäischen Mann geworden ist, und in welchem Betruge man nach hergebrachter europäischer Observanz nun einmal lebt. Bei dieser Uebersicht sprechen wir, wie man bei allen Uebersichten muß, weder von dem Schlechtesten noch von dem Besten, sondern von der großen Zahl, die in der Mitte steht, und von einer dunkeln Mittelkraft, die als Wahn oder Sitte über den meisten Köpfen schwebt, sich gewöhnlich so mitfortgängeln läßt. Denn in je-

dem Weltalter und unter jedem Volke giebt es einzelne herrliche Naturen, die eine höhere Sitte, als alles Herkommen, und eine herrlichere Tugend, als aller Zufall geben kann, in sich tragen; so wie es in den schönsten Zeitaltern und unter den gebildetesten Nationen Ungeheuer gegeben hat.

Wie steht das Weib zu dem Manne im Naturstande? So fängt man gewöhnlich ächt deutsch und systematisch seine Fragen an; nur schade, daß ein Narr hundert Fragen thun kann, ehe der Weise nur mit Einer Antwort fertig ist. Doch wollen wir diesmal auch so anfangen. Du sollst Dir aber nicht grauen lassen, denn mit psychologischen und metaphysisch-anthropologischen Hexereien will ich Deine Ungeduld nicht ängstigen; Du kannst davor nicht mehr Grauen haben, als ich. Was meint man unter Naturstand? Das weiß man meistens selbst nicht. Indessen ist es ein bequemes Wort, um alles, was man so vorwegnehmen und uneingeangelt hinwerfen möchte, an den Mann zu bringen; es ist gut, ein Gespräch einzuleiten, und so wollen wir es denn als Postillionstiefel gebrauchen, wohinein alle Art Beine gehen, ohne daß eben eines sich bequem darin fühlte. Wenn man ge-

wöhnlich so von dem Naturstande spricht, meint man einen absonderlichen Zustand, der allem, was jetzt ist und besteht, als Grundlage vorher gegangen sein soll, dessen Grenzen sich mit wenigen Linien sollen zeichnen lassen, und wohinein doch alles Jetzige gepaßt werden kann. Spricht man da von dem Menschen, so denkt man ihn ganz unentwickelt und außer allen gesellschaftlichen Verhältnissen, und träumt und prophetisirt, je nachdem man ihn ansieht, gar Vieles von seiner englischen Unschuld, oder rohen Thierheit. Du weißt, welch ein stilles und wundersames Bild der Bürger von Genf unserer Verdorbenheit und Unruhe entgegensetzte, ein Bild seines sogenannten Naturmenschen, das in einem arkadischen Traum allerdings ergötzlich sein könnte, das auch als ein eigenes Geschöpf auf Erden neben vielen andern großen und kleinen Thieren noch Platz haben könnte, das aber immer ein ganz anderes Ding sein würde, als der Mensch. Weil der Mensch in der Verschiedenheit seiner Organisation, und nachher seiner Entwickelung so weit von einander abstehende Grenzen umfaßt, so läßt sich bei ihm viel schwatzen von einem Naturstande, womit man bei einem andern Geschöpfe bald zu Ende ist. Denn sucht der Gärtner den Urstamm seiner Renette im Walde, oder der Zoolog den wil-

den Hund, oder das wilde Pferd, so hat er eine kleine Weite rückwärts zu schreiten. So wie ich aber den edelsten Menschen gegen den unedelsten halte, ich mag ihn in den Wäldern von Neuholland, oder an der Donau und Tiber suchen, so umfasse ich beinahe die äußersten Gränzen der sichtbaren Welt. Indessen aus dem, was geschehen ist und geschieht, dürfen wir mit einem Recht, das wir bei unsern meisten Schlüssen nicht besser haben, ungefähr folgern, was hat geschehen müssen. Strebt der Mensch allenthalben, wo die Naturnothwendigkeit ihn nicht mit bleierner Reizlosigkeit gefesselt hält, nach einem künstlichen und gebildeten Zustand, so muß das wohl auch seine Natur sein, so zu thun und zu leiden; denn er ist offenbar nicht in dem Fall des zahmen Hundes oder Pferdes gewesen, daß eine Gewalt ihn unnatürlich gebändiget hätte: und eigentlich unnatürlich gebändigt kann man diese auch nicht nennen, denn ihre Haupttriebe sind ihnen geblieben: sie sind nur gemildert, und hie und da umgemodelt, was ihnen als gelehrigen Thieren wiederfahren mußte. Und will man über die ungeheure Gewalt der Naturnothwendigkeit auf den Menschen klagen, die ihn aus seinem glückseligen Zustande herausgetrieben und in die unselige Künstelei geworfen habe, so, denke ich, steht alles

Geschaffene mit ihm in gleichen Gränzen, und wo es hier gehorsam sein muß, gehorcht es seiner Natur und steht darin. Das Wunderlichste ist, daß man dem Worte Naturstand gewöhnlich die Bedeutung einer gewissen Roheit beimischt, eine aller nachher gebildeten Ordnung entgegengesetzte Unordnung, worin sich doch die Grundtriebe der Geschöpfe und ihre Hauptverhältnisse zu einander und zum ganzen Universum abspiegeln sollen. So klaubt man besonders viel über den vorgesellschaftlichen Zustand des Menschen, und weiß gar tiefe und weise Sachen davon zu berichten und alle seine nachherigen Rechte und Pflichten daraus herzuleiten: was doch bloß eine Spiegelfechterei und Verwechslung von Begriffen ist, indem man, was der Mensch des Gesetzes an sich offenbart und aus sich entwickelt, auf den Menschen des Urgesetzes überträgt. Ordnung und Schönheit heißt der Begriff der Welt, Ordnung und Schönheit der Begriff des Menschen. Groß aber ist seine Verschiedenheit von allen übrigen Geschöpfen; sie gehen fast alle vollendet aus den Händen der Natur, er muß sich erst machen. Je näher ich ihn jenem vermeintlichen Urzustande sehe, desto unvollkommener, roher, gesetzloser ist er meistens, und Glück scheint ihm am fernsten, wo Kunst ihn am wenigsten hält. Nur durch

eine Täuschung vergleichen wir unser Unglück mit dem Glücke der Barbaren; aber des gesitteten Menschen Unglück ist auch nichts anders, als Kunstlosigkeit und Gesetzlosigkeit, und dieses Unglück ist freilich das scheußlichste, weil es den festen Boden physischer Kraft und Fülle nicht mehr hat. Der unglückliche Mensch in der gesitteten Gesellschaft wird es durch Schwäche und Faulheit, die Kunst giebt ihm keinen Reiz, das Gesetz keine Würde mehr, er kennt nur Zierlichkeiten und Diebesränke, wird Sklav und Tyrann, ist geschliffener und feiner, als der Barbar, aber lange so schlau und mächtig nicht. So waren Römer gegen Gothen, so werden wir Europäer einst sein, Gott weiß gegen wen, wenn nicht ein Gott uns aus dem Schlamm heraushilft, worin wir stecken; denn unsern Armen scheint die Arbeit zu schwer. In solchem elenden Zustande blickt der gebildete Mensch nach dem Urstande seines Stammes zurück, und meint, ihm sei eine Hexerei begegnet, weil er Gesetz der Natur und Gesetz der Kunst, was es immer sein sollte, nicht für Eins angesehen und behauptet hat. Denn freilich das Irdischfeste, worauf sein Leben im rohesten Zustande (wenn man will, im Naturstande schon) ruhte, hätte wohl ewig die Grundlage bleiben sollen, auch als er

Kunst erworben und dem Gesetz gehorchen gelernt hatte.

Wäre jener roheste, und nach Rousseaus Meinung glückseligste Zustand des Menschen, den er mit so reizenden Farben schildert, irgendwo auf Erden noch sichtbar, so könnte er allenfalls als Andeutung sehr interessant sein, so wie die rohesten Menschen, die wir kennen, es auch sind; obgleich sie freilich so viele Andeutungen des Schönen und Milden, das ursprünglich im Menschen liegen soll, eben nicht geben. Für das rechtliche Verhältniß der Menschen, oder der Geschlechter gegen einander würde es wenig bestimmen; denn von Recht darf man nur sprechen bei einem Wesen, sobald es ein Recht anerkennt, vorausgesetzt, daß es die Fähigkeit dazu habe. Es waltet noch kein heiliges, schützendes Recht über einem Haupte, das dem, der auf einem Kokosbaum sitzt, dessen Früchte es auch begehrt, kalt den Kopf einschlägt und über seiner Leiche gedankenlos isset, oder das in seiner Begier das erste ihm begegnende Weib nimmt, ihres Leibes mit Gewalt genießt, und sie dann nie wieder ansieht. Denn da hinaus kömmt es mit den glücklichsten und natürlichsten Naturmenschen, wovon Rousseau spricht, die, wenn sie einmal in ihrer ungeselligen

Einsamkeit und Glückseligkeit die Wälder durchstreift haben, gewiß nicht immer so fromm und ruhig haben sein können, als er sie gemacht hat. Die Thiere in ihrem Naturleben sogar hätten ihn darüber belehren können; und der Mensch wird noch von ganz anderen Leidenschaften erregt, als sie. Gesellschaft war wohl das Erste, was der Mensch suchte, als seines Gleichen so viele waren, daß eine kleine Gesellschaft werden konnte. Es giebt gesellige Thiere, der Mensch ist das geselligste Wesen, das wir kennen. Roh und thierisch, wie er sein mochte, durchlief er gewiß zu dreien, vieren, bald zu dreißigen und vierzigen den Wald, genoß wohl damals schon im Streit mit einander der Liebe und des Lebens, und vertheidigte sich gemeinschaftlich gegen die Noth der Elemente und die Wuth der wilden Thiere. Je näher diesem Zustande wir den Wilden kennen, desto unseliger und freudenloser, starrer und blutiger ist der Mensch, und nur in der Barbarei der Kultur, wo von alten Tugenden, Gesetzen und Künsten allein die Hefen noch übrig sind, und er bewußt und elend mit dem Schatten des Heiligsten und Höchsten spielt, was er einst besessen hat, möchte sein Bild fast eben so traurig sein. Wo in jenem halbwilden Zustande das Naive, Unschuldige und Gutmüthige, was

der Mensch von Natur in sich tragen soll, auch durchschimmert, und zuweilen so lieblich und reizend durchschimmert, daß es uns dahin zurücktäuschen und zurücklocken möchte, als zu der ältesten Glückseligkeit, da werden wir doch bald der Unsicherheit eines gesetzlosen und blutigen Lebens gewahr. Denn so groß ist die Herrschaft der Leidenschaften, daß dasselbe Geschöpf, das eben noch so freundlich und mild war, nach einer halben Stunde schon an Deinen Knochen nagen kann. Es ist auch dann unschuldig, und lächelt eben so freundlich, als vorher, in die Welt hinein.

Und der Zustand der Frauen? Die schönen Kinder haben sich dieses Paradieses, womit man sie zuweilen in Romanen unterhält, wahrlich nicht zu freuen. Kurz, hier ist alles noch düster und unsicher im Gemüthe und im Leben, und alle Nachrichten und Kunden von Barbarenvölkern haben nichts weiter bewiesen, als daß wir wie rohe Blöcke in die Welt geworfen sind und durch die bildende Kraft, die in unsere Hand und unser Gemüth gelegt ist, daraus erst lebendige und anmuthige Gestalten haben machen müssen. Kunsttrieb war der erste selige Trieb, der uns aus dem Schlamm des Bedürftigen und Gemeinen zum Anblick des Himmels und zum Genuß und

zur Gemeinschaft der Götter erhob; durch ihn ward klar, was vorher verworren, durch ihn sicher, was vorher unsicher gewesen. Er lehrte das trübe und starre Geschöpf lauschen und vernehmen, hielt in der Ruhe der Thätigkeit und Freude denjenigen von Wuth und Leidenschaft frei, der sonst nur Ruhe der Erschlaffung und Faulheit gekannt hatte. Er öffnete sein Aug für Schönheit, und seine eigne Gestalt stand verklärt vor ihm, und die Gestalt der Welt und der Gottheit lockte ihn mit dem ersten unendlichen Reiz; er weinte die erste Thräne der Wonne, erröthete zuerst in Liebe, und heiligte sich und die Natur für würdigeren Genuß. So zog bei edleren Naturen allmälig die Sitte in das Haus, und die Knechtschaft der Gewalt wich der Herrschaft des Gesetzes; die Guten gehorchten aus Liebe, die Schlechten aus Furcht: es ward der Anfang der Staaten. Aber wie viele Vor- und Rücksprünge das Menschengeschlecht gethan, durch wie viele Jahrtausende es die Vorübungen der Kultur gemacht, welcher Glücksstern, oder welcher Dämon den ersten Lichtstrahl in die trübe Finsterniß gebracht hat, wer kann es erklären? Wie lange Wanderungen durch Proben und Versuche, ehe am Ganges und Euphrates, am Nil und Libanon Menschenleben blühte! wie hohe Stufen zu

erklimmen, ehe die herrliche Griechenwelt aufgehen konnte! Wir stehen alle nur auf der Bildung der alten Welt, die vor dreitausend und viertausend Jahren schon war, in Vielem herrlicher, als die unsrige, und die wer weiß auf wie vielen Vorarbeiten und Künsten vergangener und zerstörter Weltalter blühete.

Kommen wir nun auf unsere Frage zurück: Wie stand das Verhältniß des Weibes zum Manne in den verschiedenen Weltaltern und Kulturepochen? so ist diese Frage so weit, daß sich darauf gar nicht antworten läßt. Bloß das Eine können wir kurzweg sagen: in allen Völkern und Zeitaltern, wo die Welt nicht durch Ueberkultur verdorben war, diente und gehorchte das Weib dem Manne. Mit welchem Rechte, das geht uns hier nichts an. Wollten wir nun vollends diesen Dienst des Weibes unter dem Manne und die Gewalt, die er sich über sie genommen hat, so weit betrachten, als sie sich verfolgen ließe, so würde unsre Unterhaltung zur Dicke eines Buches anschwellen und dadurch schwerlich lustiger und klarer für uns werden. Du hast auch nicht Lust, Dich nach Malacca, oder an den Niger, noch auf die Sundischen Inseln zu verpflanzen, sondern mit Euro-

päerinnen begann unser Gespräch, und mit ihnen wollen wir es beschließen. Wir bleiben, was recht ist, in dem Centrum der jetzigen gebildeten Welt stehen, und müssen bei Untersuchungen über den Grund und die Natur eines Dinges immer die trefflichsten Muster vor Augen haben, und nur hinblicken auf die Abarten und Ausarten, die wohl hie und da etwas erklären, aber nie der Grund der Bestimmung und Beschreibung werden können. Du magst indessen über den Naturstand grübeln, und ausmachen, ob Du mit einer Otahiterin und Huronin mehr Lust haben würdest, als mit einem Mädchen, das an der Themse, oder am Tajo gebohren ist. Ich will meine Augen inzwischen ein wenig in die Runde bewegen und sehen, ob ich für unsre nächste Unterhaltung etwas Erklärliches auftreiben kann.

Siebenter Brief.

Es ist nicht erfreulich für uns, lieber Bruder, wenn wir uns mit der großen Brüderschaft auf der terra del fuego, oder mit den Zwergen an der Hudsonsbay und an dem Oby, oder mit den schwarzlockigen Brüdern am Senegal und auf Jamaika und Domingo vergleichen. Und doch sind es Menschen, sie leiden und thun das Natürliche eben so, wie wir, sie entstehen und vergehen, wie wir. Besonders schlecht aber würden die armen Weiber sich stehen, wenn man sie und ihr Recht und ihre Nothwendigkeit nach den Weibern dieser Ebengenannten schätzen wollte. Sie würden sich überhaupt viel schlechter stehen, wenn die Mehrzahl ihres Zustandes auch noch auf der jetzigen Erde entscheiden sollte, und die Frage und die Klage über sie wäre unter uns

dann ganz kurz so abgemacht: Sperre sie ein, so ist die Unruhe und das Verderben der Gesellschaft, worauf Du schiltst, auf einmal völlig weggenommen. In der That, in unserer Zeit, wo man wegen Atheisterei der Grundsätze und wegen Gesetzlosigkeit des Herzens immer die äußersten Enden der Dinge fasset, hat es mehr als Einen gegeben, der auch hierin die Pluralität gelten lassen möchte und die orientalische Weise als diejenige lobt, welche das Leben heiter und die Sitten rein erhalte. Man hört ganz gescheute und wackere Leute, wenn man sie fragt, warum sie weib- und kinderlos leben, ganz klar antworten: „Ja Freund, ein „Weib möchte jeder wohl haben; aber unsre „Ehen — und zu allen den Spielen, und Eitelkeiten, und Unruhen, wozu der Mann mit einem Weibe verdammt ist, wer hat dazu das „Herz und die Zeit?". Wir wollen uns an ihren Verstand und Unverstand nicht weiter kehren, sondern fortschiffen, wie der Wind uns grade in die Seegel bläst.

Ich sagte oben, daß, wenn man etwas untersuchen und beschreiben wolle, man die trefflichsten Muster vor Augen haben müsse; und dabei bleibt es: so daß in dieser Ansicht der Dinge das

wenige Gute und Schöne immer bedeutender und gewichtiger ist, als das viele Schlechte und Garstige. Sprechen wir von des Menschen Höherem und Majestätischerem, so ist freilich die weite Erde unser Umblick, und die zahlreichen Mitgeschlechter sind unsere Propheten und Interpreten; aber die bildbarste Erde und die gebildetste Menschheit ist der Mittelpunkt, wovon wir ausgehen und wohin wir zurückgehen: denn an ihr und in ihr können die Licht- und Schattenseiten der Dinge allein in den gehörigen Kontrasten erscheinen. Die bildbarste Erde kann allein diejenige sein, deren eigene Kräfte und Erscheinungen im schönen Gleichgewicht stehen, und wo des Menschen Kräfte im Gleichgewicht entwickelt und gehalten werden können; die Grade von dem Mehr oder Weniger liegen umher: Wo die Sonne glühend brennt und wohllüstig zur Faulheit reizt, wo die Vegetation im üppigen Ueberfluß schwellt, da zerfließet und verglühet der Mensch im ewigen Schwanken zwischen Faulheit und Genuß; wo Eis und Schnee nicht aufthauen, da erstarrt er und darbt im Mangel des Genusses und der Triebe. Aber wo ein heiterer Himmel im Wechsel der Jahreszeiten Blumen und Gras, Weizen und Weintrauben, Obst und Heerden zeugt, wo aber der fleißige und kluge-

findende Mensch doch hinzutreten, ihr durch Arbeit helfen und für den Mangel des Winters und Frühlings sorgen muß; da erwächst zwischen Arbeit und Ruhe, Ernst und Spiel, Leben und Denken ein Gleichgewicht, und wie die Tage und Jahre in gleichem Maaße hinrollen, so schwingen sich auch die Leidenschaften in sanfterer Bewegung durch des Menschen Brust auf und ab. Wo die Leidenschaft immer herrscht, da ist ewige Unsicherheit und Anarchie, die, weil man doch etwas Festes haben muß, natürlich mit Despotismus endigt. Auch wenn der Mensch aus der ersten Roheit sich zu einem mehr verwickelten Zustand erhebt, bleibt immer die Herrschaft der Gewalt; denn was keine Vernunft vernehmen kann, muß vor der Gewalt zittern. Hier ist das arme Weib Sklavin, weil es nichts anderes sein kann. Es darf nicht frei herumgehen, weil es dann nichts als Streit und Mord geben würde; so wenig sind die Menschen ihrer Lüste Meister. Wäre das Weib das stärkere, es würde die Männer eingesperrt haben, wie es nun selbst eingesperrt ist. Wendet man ein, dies sei wohl keine Naturnothwendigkeit, sondern nur etwas durch beibehaltene Ungerechtigkeit der frühesten Roheit Verewigtes, so brauche ich nur auf diejenigen hinzuweisen, die das Leben und die

Sitten der europäischen Abkömmlinge in Goa, Kalkutta, Quito und Porto Ricco beschreiben. Was ist das freigelassene europäische Weib in jenen Klimaten geworden? Sind die verdorbensten unserer verdorbenen modernen Damen nicht weiße Lichtengel gegen die messalinischen Ungeheuer aller Wohllust, gegen die Gift- und Mord mischenden Fredegunden, die hier geworden sind, weil die christlichen Europäer das Weib hier frei ließen, wo die Natur keine europäisch gesellige Vermischung der beiden Geschlechter erlaubt? Von dieser Sklaverei der Natur wenden wir die Augen, und preisen uns und unsere Weiber glücklich, daß wir nicht unter so bösen Sternen gebohren sind, wo der Mensch immer nur ein Halbmensch bleibt. — Auch werden unsere liebenswürdigen Sünderinnen, wie Du sie nennst, auf eine andere Freiheit nicht mit Wohlgefallen hinblicken, wobei ihre Würde und Herrschaft wenig gewinnen würde, wenn man daraus ein Naturverhältniß der Geschlechter zu einander machte: eine Freiheit, die sich nur noch bei den rohesten Völkern findet. Man weiß, daß wie einige alles einsperren, andere alles frei lassen. Es giebt Völker, wo die Jungfrauen, sobald sie mannbar werden, sich zu jedem Manne legen, dem es mit ihnen gefällt, ohne daß dies etwas Anstößiges

hätte. Sie werden nachher Hausfrauen mit gleichen Ehren, wie die unsrigen, ja wohl noch mit größeren, wenn sie schon bewiesen haben, daß sie recht fruchtbar sind; denn Kinder, viele Kinder will der natürliche Mensch: sie sind seine Stärke und sein Schmuck. Es ist Gastrecht, daß der Hausvater dem Fremdling die Tochter, oder auch das Weib zuführt, und sich beleidigt findet, so er ihrer nicht genießen will. — Soll man das Verdorbenheit nennen? Das darf man nicht, denn es ist keine Schuld und Sünde darin. — Aber will man diese Natürlichkeit gesetzlich und menschlich nennen in unserm Sinn? Das darf man auch nicht. Doch ist es gut, mein Bruder, daß der vollbärtige und wirklich menschlich gewordene Mensch an solche Natürlichkeiten zuweilen erinnert in einem Zeitalter, wo alles, was ewig und immer Naturleben und Naturverhältniß bleiben sollte, in Fratzen von tugendloser Tugend und äffischer Moralität verstellt wird, und die abgelebte und verwelkte Welt sich mit Zierlichkeiten und Zierereien behilft.

Also in den Sklavenklimaten wilder Triebe ist das Weib Sklavin. In dem sogenannten Naturstande der Roheit und Gewalt war sie es in allen Weltaltern und unter allen Völkern.

Sie ist es noch unter vielen gesitteten Völkern. Selbst bei uns Europäern, wo sie vielen so überfrei und semperfrei scheint, ist sie es noch in vielen Stücken, und trägt noch Spuren des frühesten Verhältnisses an sich, während sie in Dingen frei ist und im Leben schaltet und waltet, wo sie nur hätte von fern stehen und gehorchen sollen. Und immer und ewig, welche Macht Sitte und Meinung auch in der Welt haben, bleibt der Zustand der Frau abhängig von dem Manne. Auch in Frankreich und Deutschland kann das einzelne Weib noch die unglückliche Knechtin eines Barbaren sein. Gewiß giebt es auch jetzt Hütten der Wilden, wo die Frau die Freude und Ehre des Mannes ist, wo schon ein Strahl schönen Menschengefühls das düstere thierische Leben zwischen beiden zu einem menschlichen erheitert, wo Gehorsam der Liebe für Gehorsam der Gewalt eintritt, und die zwei Hälften der Ungleichheit sich zu einer glücklichen Gleichheit und Einheit des Lebens verbinden. Aber doch muß eine Ahndung von Geisterleben, eine Dämmerung höherer Würde in dem Menschen sein, damit der Mann das Weib sich gleichstelle und es aus dem Drucke, worin er sich selbst erniedrigt, zu sich emporhebe. Wir wollen die Verwandlungen des Weibes im gesitteten Zustande der Welt, und

zwar in jenen Klimaten und Völkern, die mit unserm Leben die meiste Aehnlichkeit und die nächste Bildungsverwandtschaft haben, einmal flüchtig ansehen, und die jetzige europäische Weiberrepublik daran halten. Die Griechen und Römer sind unsre Vormänner in der Kultur, sie sind auch die einzigen Völker der alten Welt, die uns in Werken und Geschichten Bilder eines früheren Lebens hinterlassen haben, das mit unserem europäischen zu vergleichen wäre.

Was war das Weib bei den Griechen? wie ward es geachtet? und wie lebte es?

Diese Fragen sind sehr weit, und würden einer langen Antwort bedürfen, wenn wir sie ganz historisch oder antiquarisch auflösen wollten; denn die Griechen waren nicht immer dasselbe Volk. Anders waren Orpheus und Linus, anders Homers und Hesiodus, anders Pythagoras und Sophokles, und anders Alexanders und Aristoteles Griechen; und also auch anders die Lage und Schätzung ihrer Weiber. Aber in allen Zeitaltern steht so viel fest, daß das griechische Weib geehrt und geachtet, und seine Würde und sein Gewicht in der Gesellschaft schon erkannt ward. Was höchste Kraft und Majestät der Frauen ist;

Gewalt der Sitte und milden Ueberredung; Hinführung und Appellation beschränkter Kraft an die allrichtenden und allwaltenden Götter; zartere Schätzung und Erhaltung alles Lebens und aller Keime des Lebens, weil sie durch das Gebähren lernen, was sie werth sind; süße Einflößung stillerer Tugend in Männerbrüste, die ohne Weiber eisern und eisig werden würden — wo sind sie reiner und einfältiger ausgedrückt, als in den Werken und Geschichten der Griechen? Einige Staaten mit besonderen Verfassungen ausgenommen, wo das Weib mehr vor den frechen Augen des äußeren Lebens auftrat und handelte, war sein Leben fast im Inneren des Hauses, an dem stillen Herde der Zucht, und um die heiligen Penaten der Götter. Es war das reine, freie, stolze Weib tapferer und freier Bürger, und die Mutter künftiger Bürger, und pflegte der stillen Zucht des Hauses, ohne welche kein Gesetz etwas vermag. Man kann wohl nicht sagen, daß bei den Griechen orientalische Eifersucht und Eunuchenbewachung der Weiber war — die kam erst in späteren verdorbenen Zeiten — aber die Sitte trieb die ehrlichen Frauen aus dem Getümmel des gemeinen Lebens der Gassen und Jahrmärkte und von den buhlerischen Reizen üppiger Vergnügungen in die sichere Einsamkeit der Häuser und

Gärten, wo sie die Mütter der Kinder waren, den Mägden das Gespinnst austheilten, und züchtig und herrisch geboten. Nur Sklavinnen durften öffentlich sein und erscheinen, wie unsere Weiber; aus ihnen und aus Fremden bestand die zahlreiche Klasse der Buhlerinnen, welche den Tänzen und Freuden der Jugend dienten, und sie durch den Kontrast die sittsame Tugend und stille Würde der Frauen desto mehr ehren lehrten. Nur wenn die Himmlischen mit in das Leben traten und von ihnen ein höherer Glanz darauf fiel, bei herrlichen Spielen, bei den Pompen und Processionen der Götterfeste, traten die Frauen Kraft ihres Bürgerrechtes auch hervor. Dann feierten sie gemeinschaftlich mit allen Bürgern, schritten mit um die Tempel und Altäre, und hatten ihre eigenen Mysterien und Heiligthümer, welchen kein Männeraug nahen durfte.

So war es in der besseren Griechenzeit, und daher war die Antwort auf die Frage: welche ist die beste Frau? ganz natürlich: die, welche man am wenigsten kennt und von welcher man am wenigsten spricht. Bildung nach unserer neusteuropäischen Art darf man bei den verehrlichen Griechinnen nicht suchen; sie hatte nur das gemeine und leichte Völkchen der

Buhlerinnen, welche in allen Künsten liebenswürdiger und leichtfertiger Verführung wunderbar gebildet und geübt waren, und deswegen von den ersten Männern als Muster des Ausdrucks und der Darstellung in jeder schweren Kunst des Lebens aufgesucht wurden. Der Frauen Werk dagegen war, Reinheit und Keuschheit des Lebens und Hoheit der Gesinnung im stillen Glanze der züchtigen Schaar und der verschwiegenen Bescheidenheit zu bewahren: die höchste Gewalt, die in dem Busen einer Frau liegt. Und dies erfüllten sie, bis Verderbniß alles umstürzte. Nach geistiger und moralischer Schätzung der Frau in unserm Sinn und nach dem, was wir Liebe nennen, sieht man sich bei den Griechen vergebens um. So wie in den Staaten dieses genialischen Volkes alles auf die Eine höchste Kraft berechnet war, daß ein freier, herrlicher Bürgerstand da sei, so stand auch der Mensch tief unter dem Bürger. Das Weib und die Mutter freier Männer sein, war also des Weibes einzige höchste Ehre und Stolz. Wie sie diesen Zweck erfüllte, ward sie geachtet. Dahin, als in den innersten Brennpunkt ihres Lebens, fielen alle Strahlen ihrer Tugenden zurück. Als freundliche Verschönerin, Gesellin, und Bildnerin des Lebens, als Begleiterin des Mannes draußen

und auf Reisen, als Gesellschafterin und witzige Schwätzerin, oder spielender Singvogel war sie gar nichts. Das wußten die Männer an den Frauen nicht zu schätzen, oder sie wollten es nicht an ihnen; es war das Geschäft junger Sklaven und Sklavinnen, oder öffentlicher Buhlerinnen.

Nichts ist auch bei den Griechen zu finden von der geistigen, romantischen Ansicht des Weibes. Homer hat das Weib immer einfältig und lieb dargestellt im Leiden und Thun, Sophokles herrlich und würdig, Euripides zuweilen zart und mild, oft auch bitter und gehässig — weswegen seine Zeitgenossinnen schon ihm als Weiberfeind die Augen auskratzen wollten. Aber nirgends ist geistige Sublimation und Anbetung sichtbar; und wo sie schwach erscheint, da erscheint sie als Sublimation und Anbetung der Gestalt oder der Schönheit, welche und deren Allmacht die Alten als die herrlichste Gabe der Götter immer mit Entzücken preisen. — Und Liebe? ach! arme Mädchen! da sieht es schecht aus; nichts, nichts von Liebe für griechische Frauen. Die war nur in einigen Fabeln und Mythen, und fast immer als die unseligste und verderblichste Gewalt vorgestellt, die sich des Sterblichen nur bemeistern könne, als ein Wahnsinn und eine Quaal, die mit Gräueln und Unheil ende. Was

wir Liebe nennen, welch ein kluges oder dummes Ding es sein mag, wollte der Grieche nicht anerkennen. Das Verkehr, was er in jüngern Jahren auf Theatern und bei Gelagen mit Buhlerinnen trieb, werden meine schönen Landsmänninnen auch nicht Liebe nennen wollen. In dem Verhältniß mit seiner Frau hatte die Liebe gar nichts zu thun. Da war bloß Ehe, man führte das Weib dem Manne zu, den sie vielleicht zum zweitenmal in ihrem Leben sah; sie lag bei ihm, und ward Mutter von Bürgern: das war der ganze Proceß. Sie hatte Frauenehre im Hause, der Mann zeugte Kinder mit ihr: das war seine ganze Pflicht. Uebrigens war er durch die Ehe ungebunden. Der rechtlichste Bürger durfte mit Buhlerinnen und anderm leichten Gesindel sich erfreuen: dies war keine Schande, wenn gleich Enthaltsamkeit bei edlen Seelen immer und allenthalben Lob verdient hat. So stand die Regel des griechischen Lebens. Wenn edlere oder unedlere Gemüther darüber hinausgiengen, so bleibt doch das Bild im Ganzen dasselbe.

Und die Römerin? Diese wohnte schon mehr gegen Abend, und lebte mehr abendlich nach unserm Sinn. Ihr Leben war viel öffentlicher und

freier, obgleich der strengere römische Mann nie spielen durfte gleich dem Griechen. Die Römerin war im vollen Sinn die Mitherrin des Mannes im Hause, und seine Gesellschafterin daheim und draußen, soweit Sitte und Frauenzustand es überall erlauben kann. In den älteren rohen Zeiten, als sie noch Cincinnate, Atilier und Kamillen gebahren, hört man am wenigsten von römischen Weibern; doch erscheint bei einzelnen Erzählungen und Begebenheiten so viel, daß sie allenthalben mehr als die Griechinnen in das Leben eingriffen und mitten drinn standen. So lange die Männer in roher, trotziger Freiheit lebten, und Arbeit hatten, die übrige Welt um sich her zu unterjochen, lebten die meisten Frauen wohl in strenger, reiner Sitte, und gebahren Kämpfer und Würger, die den Vätern glichen. Aber so wie Weltschätze und Weltverderben in Rom zusammenströmten, gieng auch die alte Herrlichkeit der Sitten zu Grabe, und schon vor Sulla und Lukullus findet man mehrere Motionen, die Weiber einzuschränken und mehr auf den stillen Kreis des Hauses hinzuweisen, als auf ihren natürlichen Wirkungskreis. Aber solche Motionen verfingen grade so viel, als unsre Sitten- und Aufwandsgesetze: das herkömmliche Leben läßt sich durch keine Dekrete ändern noch

abschaffen. Die Römerinnen lebten denn, wie sie gelebt hatten, und blieben, wie sie gewesen waren. Ja wäre es nur so gewesen! Nein, es gieng mit ihnen sporenstreichs zu aller Verwüstung und Entartung, wie mit den Männern; und seit Cäsar und Katilina bis in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung ist gewiß versucht worden, was der Mensch in Scheußlichkeit und Liederlichkeit vermag. Selbst wenn wir annehmen, daß Tacitus, Juvenal, und Petronius, und andere, die empfinden und mahlen konnten, die Dinge durch ein zu dunkles Glas angesehen haben, und wenn wir viel abrechnen, so ist es doch ein Unmaaß im Unnatürlichen und Gräulichen, wobei einen ekelt und schaudert. Was das Kapitol und Palais Royal seitdem auch gewagt haben mögen, nie haben sie diese Höhe des Lasters erreicht. Und aus dem Volke und aus der Zeit ist es sehr erklärlich, daß es so sein mußte.

Die Römer überschwemmten und eroberten die Kultur, und empfiengen sie als Barbaren; deswegen blieben sie im Gebrauch und Genuß derselben gewissermaaßen immer Barbaren. Die Griechen, welche sie ihnen brachten, hatten sie auf einem natürlichen Wege erhalten. Auch sie hatten darnach gesucht und gerungen, waren darum nach dem Phasis und nach Tyrus, nach

Babylon und Heliopolis gereist; aber alles hatte sich bei ihnen sanft und leicht entwickelt, im stillen und verborgenen Ablauf der Geschlechter und in leiser Vorbereitung und Milderung der Gemüther. So erwuchs Gleichmaaß und Schönheit unter ihnen, und kam in ihre Kunst und ihr Leben. Der Römer schnallte sein blutiges Schwerdt ab, als er auf dem Nacken der Welt stand, zog Purpurkleider an, ließ Sklaven und Sklavinnen Mimen und Tänze aufführen, Aristophanes und Sophokles von griechischen Vorlesern an der Tiber ablesen, und wollte das Gold und die Schönheit der Welt eben so genießen, als er sie erobert hatte. Er war noch nicht entwildert, konnte vielleicht nie so vergeistigt werden, als der Grieche, und die noch übrige physische Barbarenkraft gab rohe Genüsse ungern auf, um feinere desto süßer zu genießen. Sein Leben war durch keine Kunst, der Weiber Zucht nicht so durch Lebenssitte, als Lebensnoth gehalten gewesen. Ein zarterer, idealer Glanz, wie er über allen griechischen Thaten und Werken schwebt, hatte dieses trotzige und spröde Volk nie umleuchtet. So fiel denn mit der wegeroberten Armuth alle römische Tugend auf einmal zusammen, und Männer und Weiber wetteiferten, in Schändlichkeiten es einander zuvor-

vor-

vorzuthun. Das römische Weib ist Gottlob von keinem Weibe übertroffen. Die prosaische Gemeinheit und Thierheit des Genusses dieses im Ganzen unkünstlerischen und unpoetischen Volkes übertrifft alle Vorstellung von Widerlichkeit. So endigte das römische Weib, das fast wie unsere heutigen Europäerinnen frei war, und einst keusche und edle Vorbilder gezeigt hatte, in der völligsten Verworfenheit und Gesetzlosigkeit. Als die physische Kraft und der irdische Leib entnervt und verflogen waren und Hämmlinge und Huren einhertraten, wo Kamille und Scipionen geboten und heilige Jungfrauen der Vestaflamme gehütet hatten, da kamen frische Barbaren und das Christenthum über den blutigen und schmutzigen Schutt des Alten, und die neue Welt begann.

Achter Brief.

Deine Antwort auf meine drei letzten Briefe habe ich erhalten und mich daran herzlich ergötzt; so frisch bist Du wieder in Deiner alten Welt und ihrer fröhlichen Leichtfertigkeit, und die Klagen und alle Oppositionserbitterung sind vergessen. Du lachst sogar darüber, daß ich Dir die Welt und das zweibeinigte, kahlgerupfte Hahnenvolk darin so mürb und weich vorgestellt habe, und scherzest ein Breites über die Plutzerl *) und Plutzerlschädel: vortreffliche Worte aus unserm weiland fröhlichen Wien, welche die Kürbisgestalt und Kürbißwässerigkeit der Köpfe besser beschreiben, als lange Definitionen. Du meinst sogar, es sei bequemer, mit solchen weichen Gesellen

*) In Oesterreich ein Kürbiß und eine bauchige Flasche.

durch das Leben zu wandeln, weil man nie in die Gefahr des thönernen Topfes kommen könne, der mit dem eisernen auf Reisen gieng, es sei denn, daß man einmal zu hart auf die Kürbisse treffe und von dem unlieblichen Ergusse ihres Bauches zu naß werde. Das Shakespearische Wort, das er von einem kühnen Mann gebraucht: der Welt einen Schub geben, und sie aus dem Wege stoßen, soll uns indessen in Ehren bleiben. Denn zu thun hat man doch oft genug mit der mürben und schlaffen Menge, wenn sie auch keinen raschen und erfreuenden Kampf giebt. Sie liegt doch da, wie gefüllte Schanzkörbe oder Wollsäcke, und hält den Tapfern die Wirkung der Waffen und die Erkletterung der Burg auf.

Aber warte, Du Schelm! das will ich Dir eintränken, daß Du zu behaupten wagst, die armen Weiber hätten an mir einen schlechten Kämpen gefunden; Alles, was ich bis jetzt philosophirt und erzählt habe, beweise nur, daß sie nothwendig immer entweder in trauriger Dienstbarkeit, oder ausgelassener Freiheit gelebt hätten. Ich verstehe Dich, und ich hoffe, Du sollst mich im Ernst verstehen, wenn Du Geduld hast, mir den langen Umweg wieder auf den Punkt zu fol-

gen, von welchem wir ausgiengen. Wenigstens sollen die neuesten Weiber in ihrer Freiheit sich nicht sündlicher zeigen, als Du in Deiner. So lies denn, was vor diesem Blättchen schon geschrieben war, und schäme Dich und widerrufe! Denn ich habe Dir zum Schluß ein Muster irdischer Herrlichkeit ausgelegt, was Dein bestes Herz nie widerlegen soll, und was den vorigen Sommer so lebendig in Dir lebte, als das Licht durch die bewußten Fenster schimmerte und die Mondscheibe plötzlich so wunderschön und lieb, und selbst das alte gothische Rathhaus interessant war, was es Dir sonst wohl nur gewesen ist, wenn Du nach Mitternacht aus seinem Keller emporklettertest. Gehab Dich wohl und sei frisch.

Neunter Brief.

Also so waren alle Römerinnen? Ei bewahre Gott! wer hat denn das gesagt? Dann hätte das römische Wesen sich nicht drei Jahre tragen können, und es trug sich, schleppte sich wenigstens noch drei bis vier Jahrhunderte so fort, ehe es völlig untergieng. Man muß die Dinge nicht immer zu spitz und allgemein nehmen. Von dem, was in einer Zeit herrscht und vorscheint, nimmt man mit Recht das Bild der Zeit: was die Größten thun und leiden, das thun und leiden gewöhnlich auch die Kleinsten. Aber in der verdorbensten Zeit gab es reine Herzen, in der größten Weichlichkeit und Knechtschaft lebten trotzige und freie Seelen. Christus lehrte und lebte unter Sklaven, Diogenes wälzte seine Tonne in Korinth, Thrasea und Helvidius Priskus spra-

chen unter Neronen von Tugend und Freiheit und besiegelten ihre Worte mit dem Tode. Ich nannte die Römer Barbaren im Gegensatz gegen die Griechen, und hatte natürlich die Griechen der Bildung und Kunst in Athen, Korinth, Ephesus und Miletus vor Augen, nicht die auf Latoniens, Aetoliens und Macedoniens Bergen, welche mehr römergleich waren. Den fröhlichen Leichtsinn, den unschuldigen Lebensmuth griechischer Ueppigkeit hatte man nie an der Tiber gesehen; ein Volk strenger Disciplin und rauhen Gemüthes konnte nicht unsündlich spielen, wie der Grieche, sondern das Gesetz, wodurch der Römer als Bürger so herrlich gewesen war, ließ ihm selbst in seiner schönsten, und kurz verfliegenden Kunstepoche die Sünde und das Unrecht immer im Hintergrunde sehen; er war sich immer bewußt, wo jener genialische Thor und Gaukler begeistert schwärmte und genoß. Arm war der Römer, — denn mit Recht heißt arm, wer seiner Arbeit nicht froh wird — er kam nie zum fröhlichen Genuß seines Reichthums, sondern dieser Reichthum verrückte und verdarb schnell sein Leben und seinen Staat, ohne daß er die Blüthenzeit auch nur Eines Jahrhunderts in Freude genossen hätte. Die Weltepoche nahete, wo die Herrschaft der Gewalt und Naturkraft

aufhören und die überfliessende Sünde und ihre bittere Erkenntniß den Menschen dem Mitleid und der Milde mit allen Lebendigen zuführen sollte. In ernsten Römerseelen, sobald dieses gewaltige Volk von dem Weltkampf und dem Lärm der Komitien und Triumphe zur Ruhe des Gedankens gekommen war, wurzelte eine Philosophie, die, wenn sie nicht auf das Christenthum hinspielte, sich selbst doch und seinen Sinn in dasselbe hineinspielen mußte: ich meine die stoische Philosophie. Menschen starben groß durch sie, die nicht mehr frei leben durften. Alle Zeichen der letzten Griechenzeit gleich nach Alexander, und der glorreichsten Römerzeit von Scipio dem Alten bis Cäsar sagten, daß die Blüthe der alten Welt unrettbar welken würde, und daß für den neuen Zustand ein neues Weltgesetz gefunden werden müßte. Dieses entwickelte sich aus dem Christenthum, und ist bis auf unsere Zeit durch den Ablauf von ein paar Jahrtausenden gegangen. Denn leicht läßt sich zeigen, daß seine Anfänge schon in Athen, Alexandrien und Antiochien waren, ehe Christus gebohren wurde, dessen große und göttliche Seele das Bedürfniß der Zeit heller faßte und begeisterter darstellte, und eine Flamme in die Welt warf, deren Feuer nie erlöschen sollte.

Konnte das Christenthum die Welt begeistern und erneuen? So hat man oft gefragt und gestritten, unverständig und zwecklos, wie bei allen allgemeinen Fragen. Wer will ihm Begeisterung absprechen, die geistigste, mächtigste Begeisterung, die je in Geschichten erschienen ist? Aber Kräftigung, Erneuung des Geschlechts? Ja, das ist etwas so Tiefes und Unaufgelöstes, daß sich bis jetzt nichts darauf antworten läßt. Ich denke, in einem gewissen Sinn erneuet alles geistige Leben; aber freilich eine schöne Welt stillen Gleichgewichtes und tapferer Glückseligkeit zu bilden, dazu gehört viel Anderes. Das Christenthum bekam eine entartete, entnervte und verkümmerte Welt; da war nicht viel zu kräftigen und freudigen, sondern Sünder zu beichten und zu trösten, die nicht herrlich leben, sondern selig sterben wollten. Mit jenem Geschlechte war es ohne Rettung vorbei, es mußte vergehen, und das Christenthum hatte es nur etwas sanfter zur Ruhe zu bringen. Wer Geschichte kennt, weiß, wie des Menschen Religion und Götter immer Bilder seines Lebens gewesen sind; ihre Gestalt ist öfter aus dem Zustande des Volkes hervorgegangen, als das Volk und sein Leben durch sie verwandelt ist. Doch läßt das Letzte von einigen Nationen sich nur mit

Einschränkung sagen. Das Christenthum war ja nur Geist des Zeitalters, und mußte also das allgemeinste Gefühl und Bild desselben an sich tragen. Diese waren Wüstenei und Ungestalt im Leben, Verzweiflung an der Erde, und also Aufblicken zum Himmel, und Hinüberblicken in eine künftige schönere Welt. Indessen das Milde des menschlichen Gemüthes entwickelte sich in dieser schwachen Zeit mehr durch das Christenthum. Als die Herrlichsten und Stolzesten auf Erden sich schon elend und nichtig fühlten, da wurden die Elenden und Zertretenen ihnen gleicher. Diese schienen sich zu erheben, wie jene sich hinabsenkten: es kam eine geistige Würdigung der Kraft und des Schicksals in die Welt. Nun ward der Sklave freier, das Weib gegen den Mann gleicher gewogen; es war Ein Geschlecht des Unglücks und der Sünde. Dies hätte aber durchaus nichts weiter werden können, als die ganze Erde und ihr Leben in Ein großes Mönchskloster und Eine lange Litanei zu verwandeln, wenn das Christenthum bloß in der Verwesung der alten verdorbenen Welt hätte fortwurzeln sollen. Zum Glücke kam die Reihe an die Barbaren, die auf den Trümmern der alten Kultur zu grasen begannen, und Städte baueten und Reiche gründeten. Diese brachten physisches Vermögen und

rohe Tugenden mit, und mischten sich mit den Resten alter Kultur und dem Christenthum, um nach langem und anarchischem Kampf von sechs bis sieben Jahrhunderten die ersten erfreuenden Lichtstrahlen der Humanität hervorschießen zu lassen: eine Tugend, welche die alte Welt nicht kannte.

Es waren Germanen, welche die neue europäische Welt stifteten, wenigstens in allen den Ländern, wo das Centrum der neuen Kultur, also das Centrum der neuen Herrschaft der Erde gewesen ist. Man macht herrliche Schilderungen von der Leibesstärke, Tugend und Sittenreinheit dieser Völker, von der Ehre und Keuschheit ihrer Weiber, und von der Freudigkeit und Freiheit, worin alles lebte. Wie oft hat man Tacitus und Plinius darüber in Quartanten und Folianten kommentirt! Mag sein, daß es ein tüchtiger und schöner Menschenstock war; aber bei ruhiger Betrachtung finden wir doch, daß sie die Tugenden und Laster hatten, welche Barbaren in solchem Klima und auf solcher gesellschaftlichen Bildungsstufe zu haben pflegen. Was durch Urbildung und Gewöhnung des Zufalls bei den Germanen besser war, als bei andern Völkern, sollte man wenigstens nicht geistig, noch weniger

geistlich-christlich schätzen: eine Schätzung, die das Leben und die Geschichte verkehrt. Es galt auch bei den Germanen das Recht der Stärke, wie bei allen Barbaren von jeher; und wenn sie das Weib nicht behandelten, wie der Hurone und Hottentott das seinige, so mußte es doch dienstbar sein im Bette, Hause und Felde, und sorgen und arbeiten, wenn der gebietende Mann die Beschwerden der Jagd und die Mühen und Gefahren eines Raubzuges auf der Bärenhaut ausschlief. Da ist nichts von jener seltenen Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlechte, von jener Hingebung an dasselbe, womit man uns später in schönen Romanen ergötzt hat, die auch wohl schöne Geschichten geworden sind. Was Tacitus von einer Velleda und Alrun erzählt; was von einzelnen herrlichen Frauen und Jungfrauen der Fürsten und Anführer gelten mochte; was man überall von größerer Mäßigkeit der Triebe der Menschen sagen kann, die im nördlichen Ocean und über den Alpen und Karpathen wohnten: eine Mäßigkeit, die das Weib nicht so unglücklich sklavisch machen konnte, als in heisseren Ländern — hätte man nicht so sublimiren sollen, als man gethan hat. Nachher in dem Anfang der christlichen germanischen Welt sehen wir kein so erfreuliches Bild des europäischen Lebens weder bei den Chri-

sten noch Heiden; vielmehr ist vom fünften bis zehnten Jahrhundert alles roh, wüst und unhold, und die Wildheit kann selbst durch die gewaltigsten Schranken des Aberglaubens nicht gebändigt werden. Ich gebe es zu — was alle Geschichte bestätigt — daß ein Volk nie ohnmächtiger, unglücklicher, und zugleich lasterhafter und ungeheurer erscheine, als in den ersten Anfängen der Gründung eines festen Bürgerlebens, wo alle physischen und geistigen Kräfte, alle Leidenschaften und Bedürfnisse mit einander ringen, und erst nach langem Kampf sich ins Gleichgewicht setzen sollen. Aber wären die Germanen und ihre Weiber solche Heilige gewesen, als wozu die dummen Nachbeter alten Wahns sie machen wollen, welche weder Lombarden- und Frankengeschichten, noch ihre Staats- und Hofaktionen gelesen haben, so sehe ich nicht, wie die Reste römischer Verdorbenheit, die sie mit römischer Kultur und mit dem Christenthum empfingen, sie plötzlich so hätten anstecken können. Da ist Weiberraub, Schändung der Jungfrauen, Entweihung heiliger Leiber selbst an heiliger Stätte, Unkeuschheit der Männer, und Ueppigkeit der Frauen an der Tagesordnung; und immer steht das arme Weib noch in einem knechtischen Verhältniß, bis der Mann den Knecht auszieht und

durch Bildung ein Freier wird. Das Christenthum mochte eine Gleichheit des ganzen Menschengeschlechts in Gemeinschaft der Liebe, Gerechtigkeit, Milde gegen Knechte, Sanftheit und Güte gegen die Kindheit und das zartere Geschlecht predigen — verstockten Ohren und wilden Herzen blieb alles leerer Wortklang, und die Gewalt gehorchte nur, wenn sie ermattet und abgelebt war, und kroch dann in das Mönchskleid und hinter die Sicherheit der Altäre und Reliquien, um für die Sünden Buße zu thun. Das Christenthum hatte bis jetzt bloß eine fanatische und mönchische Begeisterung gehabt, wobei alles Leben, üppiges und welkes, junges und altes, als ein Nichts einer überirdischen Macht geopfert ward. Die erste, wirklich geistige und menschliche Begeisterung, welche das Menschengeschlecht erfreuen und befreien sollte, konnte so früh nicht kommen. So wie der Glanz dieses Götterlichtes aufgieng, blühte auch in Europa das erste fröhliche Leben wieder aus frischem Saft der Erde, und der neue Menschenstamm war von der ersten schweren Kette der Roheit und des Wahns gelöst. Es war das elfte und zwölfte Jahrhundert, als diese Zeit eintrat, und dem Weibe gesichert zu werden anfieng, was das Christenthum ihm so lange gelobt und aus der Ferne gezeigt

hatte. Es war dies das Zeitalter des Romanzo und der Ritterlichkeit; und ich will Dich nur der Parodie wegen erinnern, daß unsere Romane und Galanterie davon noch übrig sind: Dinge, deren Bedeutung wir bald sehen werden.

In Südfrankreich gieng die erste schönere Vergeistigung des neueuropäischen Menschen auf. Das Klima weckte Liebe und Lebensreize, und in dem sogenannten Romanzo ertönten Lieder der Liebe und Freude; der Geist des Christenthums durchdrang den Inhalt dieser Lieder, und mußte zarter und mitfühlender in Freude werden, jemehr der Mensch anfieng die kalte, eiserne Schwere der Unhuld abzuwerfen und die Welt in freundlicherer Gestalt zu sehen. Dazu kam, daß die fanatische, auf sich selbst brütende Finsterniß des damaligen Christenthums auf einen herrlichen Kampfplatz zu Thaten gerissen ward. Die Periode der Kreuzzüge begann, und aus hohem und stolzem Heroismus entwickelte sich die Geistigkeit des Christenthums an stattlichen und würdigen Männern, und lag wie ein heiliger Glanz auf ihrer Thatenfülle. Eine schnelle und ungeheure Verwandlung der Europäer, die in ihren Wirkungen bald vom Aetna bis zum Heckla gefühlt ward. Geistige Würdigung der Dinge und milde mitfühlende Sympathie mit allen Lebendigen hatte bisher als

ein verborgener Keim im Christenthum gelegen; der Mensch mußte sich erst mildern, und ein äußeres Zusammentreffen mehrerer Umstände mußte hinzukommen, damit dies etwas Lebendiges würde. Das furchtbare Grausen, womit der verfinsterte Mensch den Gott und die Geheimnisse des Christenthums bisher angestarrt hatte, ward nun ein schwärmerisch geistiges Gefühl voll unaussprechlicher Liebe und stillerer Anbetung. Wie er zarter und milder geworden war, so trug er seines Lebens Gestalt auf seine Religion über, und bekam sie von ihr schöner und glänzender zurück. So giengen Himmel und Erde in süßer Schwärmerei und Liebe zusammen, in einem ganz anderen Sinn, als das Alterthum es je gekannt hatte; und so, wie man anfieng zu ahnden, daß Zartheit und Milde innerster Geist des Christenthums sei, erhielt alles Zarte und Milde auch auf Erden seine Würde und ward idealisirt und vergöttert. Nun wurden die Frauen und Jungfrauen zuerst anmuthigere und freiere Mithelferinnen und Halterinnen des trotzigeren und roheren Männergeschlechts, die Stimme der Sitte entschied für die Gewalt, die Liebe schlichtete blutige Fehden, und belohnte mit Liedern und Kränzen und dem süßen Dank eines Wortes herrlicher, als Reichthum und Glorie je einen Mann erfreuen kann. Die

Zartheit und Huld des Geschlechtes zu vergöttern; seine Treue, Frömmigkeit und Freundlichkeit in Liedern zu preisen; sein ahndungsreiches, prophetisches Himmelsgemüth, als Engeln und himmlischen Geistern verwandter, anzubeten; seinen Wink als Befehl zu ehren, sein freundliches Wort als Seligkeit zu empfangen — war nun das Gesetz jedes biedern und tapfern Mannes. Unter den ritterlichen Pflichten war Schutz und Ehre der Frauen eine der unerläßlichsten, und der Mann beugte sich zum erstenmal vor dem Weibe, durch langen und treuen Dienst zu gewinnen, was Gewalt nicht mehr erobern durfte. Das Weib stand nun nicht allein gesichert, sondern in Glorie da: die Mutter Gottes, und alle Heiligen hatten ihr von ihrem Glanz abgegeben.

Dies war der Sinn der Ritterlichkeit, und was in den Pallästen der Fürsten und auf den Schlössern der Baronen bei Tänzen und Turnieren, an den Höfen der Liebe, und bei den Blumenspielen der neupoetischen Kunst entstanden und gebildet war, gieng mit dem Ablauf von Jahrhunderten in die Häuser des Bürgers und die Hütten des Bauren über. Der geistigere Mensch lernte der Schwäche des Weibes schonen und sich seiner Anmuth und Liebe freuen. Freilich die erste Schwärmerei dieser Ritterlichkeit der Männer

und

und Liebesvergötterung der Frauen erlosch schon nach zwei bis drei Jahrhunderten; aber der Sinn, woraus sie entsprungen war, konnte nicht erlöschen, so lange das Kreuz des Heils als Europens Banier der Bildung aufgerichtet stand; und die schöne Flamme, die einst so hell geleuchtet hatte, glühete in edleren Brüsten in stillerem Glanze fort. Einzelne Beispiele christlich heroischer Liebe und schwärmerischer Vergeistigung der Verbindung zwischen Männern und Weibern möchten sich noch wohl im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte hie und da auflesen lassen; doch bleibt so viel gewiß, daß mit der Reformation, die eine so große Wetterscheide unserer Bildung ist, auch hier allmälig neue Ansichten und Würdigungen kommen mußten. Sie sind gekommen, und in unserer merkwürdigen Zeit, wo wir auf dem Schutt und den Gräbern alles Alten stehen, immer zitternd, von seinen Ruinen mit verschüttet zu werden, ist auch hier die Unsicherheit und Verworrenheit doppelt groß geworden. Ich muß mich ein wenig erholen, um desto frischer weiter erzählen zu können.

Zehnter Brief.

Die herrlichsten Dinge in der Welt werden nichtig, das Schönste wird häßlich und das Lebendigste todt, sobald die Zeit ihren Zweck mit ihnen erfüllt hat. So ist es der Ritterlichkeit gegangen, und alles, was aus ihr entsprungen und entwickelt war, in ihr seine Haltung und Bedeutung hatte, ist mit ihrem Untergange unsicher und verworren, oder wohl gar nichtig und verderblich geworden. Wie das Christenthum im leisen Gange der Zeit das Menschengeschlecht mehr gemildert und vergeistigt hat, so sind die Einflüsse der Ritterlichkeit mitgegangen, und haben in der äußeren Gestalt unsers Lebens sich immer noch mit entwickelt. Aber der Männer Ritterlichkeit selbst und ihre Vergötterung des Weibes, der Frauen zarte Richtung und Führung des Lebens und Pfle-

gung der züchtigen Sitte und geistig christlichen Jungfräulichkeit — wo sind sie? Was einst in Begeisterung da war, ist Aefferei, was Götterspiel war, ist Posse, was fromme That war, ist eitles Geschwätz geworden. Der Grund des europäischen Lebens ruhet freilich auf Ritterlichkeit und Christenthum; aber eine maaßlose Zeit hat alle ihre Unmäßigkeit und Verwirrung mit eingemischt. Ich höre Deine Vorwürfe, verstehe Deine Klagen, und kann, wie die Dinge jetzt stehen, nicht anders, als Dir Recht geben. Das schönste Alte des Mittelalters ist nun wirklich veraltet, und nur noch als hohle Form da; wir stehen vielleicht auf einer größeren Verwandlung der Zeit, als Luther und seine Zeitgenossen erlebten und machten. Die Bildung durch unendliche Geistigkeit hat den festen Boden der Erde erschüttert, und wir schwanken alle mit in dem Erdbeben. Die frühere Begeisterung ist dahin, die neue ist in der Geburt, die Jetztlebenden sind mit in ihren Wehen. Fühlend, daß das Alte nicht hält, flickt und pfuscht man Aeltestes und Neuestes zusammen, und hat die Sicherheit alles Naturstandes und Naturverhältnisses verlohren, wenn es je eine solche Sicherheit gab, deren Glauben die Besseren nicht aufgeben können.

Das französische Volk, welchem Europa im Guten und Bösen so viel verdankt, entwickelte zuerst die Ritterlichkeit, ist nachher der leichteste und liebenswürdigste Träger und Darsteller derselben gewesen und soll es nach der Meinung Vieler bis auf den heutigen Tag sein. Es hat nun auch die schlechten Reste schönerer Vergangenheit bis zum Grabe dargestellt. Seitdem bei Männern bloße Spiegelei der Ehre des zarteren Geschlechts war, um desto sicherer zu verführen und zu genießen; seitdem die Weiber den heiligen Gürtel der Zucht verloren hatten und sich mit kümmerlichen Zierrathen der Mode und Etikette behalfen, war auch dieses ideale Leben vergangen und ward gemein und verworren; und gemein und verworren ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich spreche besonders von den Ständen, die gebildet heißen und darstellen. Es ist ein albernes, sinnloses und geistloses Leben, ohne Glorie, Liebe und Lebensreiz. Gemeiner Genuß, Verwirrung aller natürlicher Verhältnisse, leeres Geschwätz der Stutzerei, und leere Liebe der Empfindelei, Schwächlichkeit bei den Männern, und Gefühllosigkeit bei den Frauen — siehe! so geht dies Leben ohne Maaß und Haltung, und also auch ohne Freude und Herrlichkeit einher, und macht Affensprünge, wo die Väter als Menschen

genossen: in ewiger Geselligkeit ist man matt und faul, und selbst der Reiz der Geschlechter zu einander scheint alles zartere Spiel verloren zu haben. Weil man gefühlt hat, daß in dem todten Alten kein Grund des Lebens mehr sein kann, so hat man neue Gründe genug aufgestellt, und das Weib ist dabei zum Theil ganz gut bedacht worden, und mehr als einer hat verfochten, seines Lebens Gesetz und Recht seien mit denen des Mannes völlig gleich: ein Unsinn, den die Schönen als eine ritterliche Vertheidigung bekränzt haben, obgleich zwei verschiedene Dinge wohl auch verschiedene Gesetze haben müssen. Denn wenn der Mann elendig ist, welchem Muth und Lust fehlt, aus dem Hause hinaus in des Lebens Weite zu dringen, so ist das Weib verächtlich, das sich ihm gleich in das Leben zu stürzen wagt, welches sie nur zart berühren darf, um an den stillen Herd nicht Befleckung zurück zu bringen. Das Weib soll sich nun im äußeren Leben halten durch Freiheit und Selbstständigkeit gleich dem Manne, soll seinen eigenen Herrscherwillen haben wie er, soll alle Bildung mit ihm gleich genießen, alles Daseins blumige und dornigte Spitzen mit berühren dürfen, wie er, um endlich durch hohe Geistigkeit sich zu reinigen und die geläuterte Sicherheit ihrer selbst bewahren zu können.

Das klingt erhaben, aber es ist ein weiberschändender Unsinn. Andere Gesellen, die von Welt und Menschen nichts wissen, spielen noch immer mit den alten Klängen und schildern in Romanen einen Liebestraum und ein Männer- und Weiberleben, wo sich Heiliges und Unheiliges, Altes und Neues, Wahres und Falsches so bunt mischt, daß es die Verwirrung der Herzen nothwendig vermehren muß. — Und die Aefferei der großen Gesellschaft, wo jeder nun klar weiß, daß er den andern betrügt, wo alles Ungestalt und Lüge geworden ist, was sonst Schönheit und Wahrheit war — und die Romanentugend, woran unsere Jungfrauen den Spiegel ihres künftigen Lebens stellen sollen — das alles soll sie liebenswürdig und sittlich machen? Denn die Religion der Großmütter und die guten, treuen Bibeln und Gebetbücher sind zu alt und langweilig geworden. Wenn einzelne schöne Seelen sich und ihres Lebens Reinheit und Ganzheit aus solcher Wüstenei retten, sollte man sie nicht fast als höhere Wesen anbeten?

Und hier soll ich hineingreifen, und mir die Plage meiner künftigen Tage suchen? rufst Du. Geduld, mein Bruder! Wir haben nur die Leute der großen Landstraße beschrieben; noch giebt

es der kleinen Seitenwege und engen Fußsteige genug, wo man mehr nach altväterlicher Art lebt und genießt, und wo noch Frauen einhergehen, die ihrer Männer Freude werden können. Freilich der allgemeine Geist ist der oben beschriebene, und kaum ist wohl eine Hütte, wohin nicht etwas von ihm durchgedrungen wäre. Aber sei nur selbst tüchtig, sei nur ein Mann — ein nicht ganz verkehrtes Weib wird sich an Dir zurecht finden, und Liebe wird die Natur wiedergebähren. — Arme Weiber, freundliche und liebenswürdige Spielerinnen und Verschönerinnen des Lebens, wie hat man euch in das Fremde hineingerissen, das euch und uns nichts nütz ist, und euch den Preis und den Kranz genommen, der euch bestimmt war! Ihr seid die Hälfte der Menschheit, und wenn man ja wägen will, dem Manne gleich wiegend; euer Leben, mit dem seinigen verbunden, macht nur ein Ganzes; aber beide Leben haben verschiedene Gesetze, und die Vermischung derselben, die bei zu vieler Geselligkeit unvermeidlich ist, wo man nicht mit einander lebt, sondern sich mit einander herumtreibt, hat Männer zu Weibern und Weiber zu Männern gemacht, und das Glück zerstört, und die Sitte geschändet.

Wir sprachen oben von Naturstand; mit ihm haben wir hier eigentlich nichts zu thun. Aber dürfen wir nicht auch Naturstand nennen, was die Geschlechter durch alle verschiedene Stufen der menschlichen Entwickelung als bleibendes Verhältniß und feste Bestimmung zeigen? Ich denke. Zwei Worte also von diesem Naturstande, wovon wir mehr wissen können, als von dem ersten. Was muß das Weib thun, wenn sie als Sklavin im Hause des Mannes ist? was thut und leidet sie in der Freiheit schönerer Verbindung, wo die Liebe sie zur gleichen Genossin des Mannes erhoben hat? weswegen sind die edelsten Frauen in Geschichten gepriesen worden?

Das Weib des Barbaren hütet und bewacht die Hütte, zündet das Feuer auf dem Herd, lebt still in Arbeit, während er in Faulheit oder wildem Muth herumschweift, liegt bei ihm, und gebiehrt ihm Kinder. Das Weib des Menschen hütet und bewacht das Haus, zündet das Feuer auf dem Herd, sorgt und wacht in liebender Thätigkeit für alles, schmeichelt und erquickt den von der Arbeit heimkehrenden Mann, freut sich der Stille und Einsamkeit, und geht nur unter sei-

nem Schutz ins Leben hinaus; liegt bei ihm und gebiehrt ihm Kinder, und erzieht sie zur Tapferkeit und Zucht. So sieht das gepriesenste Weib aus, und wer — sei er der wüsteste Mann — kann sich enthalten, ein so anmuthiges Bild des stillen Lebens nicht mit Verehrung und Sehnsucht anzuschauen?

Durch Stille und Sitte herrscht das Weib, durch Freundlichkeit und Huld schimmert sie als die letzte vollendende Blüthe in dem Kranz der Schöpfung. Was diese Herrschaft und diesen Glanz erhält, muß auch das Glück des Weibes und die Freude des Mannes erhalten. Wie des Mannes Herrlichkeit durch Kampf und Streben nach außen entwickelt wird, wie er das Leben an allen Enden anfassen und fühlen muß, um vollendet und in sich selbst geschlossen zu werden, so entwickelt das Weib sich mehr in dem lieblichen Geheimnisse der eignen Knospe, und die schöne Blume springt erst hervor, wenn der Mann die Knospe berührt, und die Jungfrau Weib wird. Die würdigsten und trefflichsten Frauen, welche die Welt erfreut und herrliche Söhne gebohren und erzogen haben, waren in solcher Stille erwachsen. Fest steht es, und wird es stehen, so lange Menschen sind, daß der Mann sein Bestes von außen,

das Weib das ihrige von innen haben muß. Sie steht mehr in frommer Genügsamkeit und Selbstvollendung aus sich selbst da, und deswegen hat der Mann in schöneren Zeiten in dem Weibe immer etwas Göttergleiches und Prophetisches verehrt. Sie ist, was sie ist, in und durch sich selbst, und was sie noch erwerben kann, können nur kleine Zierden ihres reichen Besitzes werden, aber den Besitz selbst nicht vermehren. Giebt es auch für den Mann eine Zeit, wo seine Jugend im stilleren und gleicheren Schwunge des Lebens gehalten werden muß, damit er sich künftig mit Lust und Kraft in der freien Weite bewegen könne, wie sollte man denn nicht vielmehr das Weib anders erziehen, als man thut? Dürfen kleine Mädchen so in das Leben hinein, als wir sie im zehnten, zwölften Jahre hineinführen, ja oft hineinwerfen? dürfen Jungfrauen im funfzehnten, achtzehnten Jahre so in Gesellschaften leben, als es am Tage ist? Was sind die Folgen solchen verworrenen Taumels? Ein verworrenes Leben. Wenn die Tugend sich auch rettet, diese oft so unbedeutende Tugend, die man gewöhnlich nur meint, wo bleibt des Herzens Schönheit und Reichthum und des Lebens Sicherheit und Haltung? Wird nicht das Beste verflattern in Nichts? Und die fromme Liebe und welterhal-

tende Treue, wo sollen sie im Nichtigen wurzeln und blühen?

Und die Bildung der Frauen? Ja, schreit man, wir hören, wohin Du willst, das Weib soll unmündig und roh bleiben, damit Du desto besser Herr und Tyrann sein könnest; Du willst es mit altem Wahn halten, während Du Dir selbst neue Freiheit erlaubst. Geduld! Geduld! so ist es nicht gemeint. Wenn ich zuerst sage, daß die meiste Bildung bei den meisten Männern nichtig ist, so mögen die Weiber mir dasselbe Bekenntniß über sich nicht übel nehmen. Wenn ich ferner sage, daß sie weniger lernen können und zu lernen bedürfen, als der Mann, weil sie mehr von Natur sind, was sie sind, so werden sie das für keine Schmähung aufnehmen. Und wenn ich endlich behaupte, daß ihre Herrlichkeit in dem Sein und Mittelpunkt des Lebens ist, und daß sie in Thaten und Werken selten die Höhe des Mannes erreichen, so mögen sie, wenn es ihnen gefällt, mit der Nothwendigkeit rechten, die sie erschuf. Uebrigens versichere ich ehrlich und heilig, daß ich für meinen Theil keine rohe Gesellin im Hause und Bette wünsche. Aber zur Bildung gehört nicht so viele Angst von Sprachengaben und gelehrten Kenntnissen, nicht so viele Schärfe und Glanz des Witzes und der Zunge,

als unsere Weiblein haben sollen und haben wollen. Die Bildung und Mißbildung der Zeit bekommen die Weiber an sich schon zu früh und zu leicht; das eignen sie sich mit ihrer Leichtigkeit gar bald an. Und gieb mir eine reine, fröhliche Jungfrau, und laß mich wirklich einen gebildeten Mann sein und mit Gebildeten menschlich leben, wie bald wird mein Leben und meine Bildung die ihrige sein! Nur der Rohe mag sich des Rohen freuen. Ich will das Schönste und Beste, was in meinem Volke und in meiner Zeit ist, gern an meinem Weibe blühen sehen; aber diese Blüthe wird durch Einfalt in Liebe am schönsten hervorgetrieben. Hat das Weib ein Talent, und hat sie es geübt, so erfreue sie mich damit, wie billig; spricht und empfindet sie ihre Sprache rein, erkennt sie den besten Werth ihres Volkes in Thaten und Werken — es ist ein schöner Zusatz zur Freude: ihre lieblichste Bildung beschreibt sich nicht. Aber das muß ich Dir sagen, Bruder, und werde es Dir immer sagen, die gelehrten Kennerinnen und philosophischen Schwätzerinnen scheinen mir die Pest des Lebens und der Gesellschaft. Sie sind von allen Grazien verlassen, und ängstigen uns, die des Reizes und der Unruhe im Leben genug haben und in ihnen Ruhe und Erquickung finden wollen, durch ihre Eitel-

keiten mit neuen Reizen und Stacheln. Es bleibt doch dabei: der Mann lernt sein, das Weib ist. Aber dem Weibe muß ein Mann gezeigt werden, damit es werde.

Aber so zerstöre ich alle süßen Täuschungen dieser Zeit und schlage alle Romanenwesen todt? Was kann ich dafür, wenn es so sein muß? Aber warum will man einen immer so streng und zänkisch verstehen, wenn man bloß leicht und natürlich ist? Ich sehe das Leben gern mit dem Ernst und der Würde an, die es hat, und kleine Thorenspiele und Possen, die sein Wechsel haben muß, sind mir nur so wichtig nicht, als euch; sie mögen in Gottesnamen auch sein, wenn die ersten Dinge abgemacht sind. Nur was man das jetzige Romantische nennt und meint, ekelt mich an: diese Pinselei und Aefferei der Männer, und Albernheit und Empfindelei der Weiber. Und was ihr Liebe nennt? arme Thoren! das heisse, dürftige Ding! Soll man mit dem Höchsten so spielen? Was Knaben und Mädchen von einander wollen und meinen im funfzehnten und siebenzehnten Jahre, wo sie einander am wenigsten sehen sollten: diesen Dunst, welcher der Blüthe vorhergeht, dieses kraftlose und bloß empfindende Vorspiel von Leben und Würde späterer Zeit — soll man dies als Gesetz der Geschlechter heiligen? soll man so hoch stellen, was nachsichtig

unschuldiger Wahnsinn und kindisches Spiel genannt wird, von welchem bloß in energischen Menschen Spuren zurückbleiben, das die leichte Menge nachher fast immer für Lügen erklärt, wofür sie sich damals in Feuertode stürzen und über alle Oronokos schwimmen wollte? So springt sie selbst mit den Empfindungen um, welchen sie Ewigkeit von Dauer gelobte. Wir machen es ganz kurz ab mit der Frage: Was will das Weib von dem Manne, und der Mann von dem Weibe, wenn sie einander begehren? Die Natur führt beide durch den Trieb zusammen, damit das Geschlecht bestehe. Das Weib will Kinder, wenn sie den Mann ansieht; Kinder sind ewig ihre höchste Liebe. Der Mann kann sein Weib mehr lieben, als seine Kinder, nie das Weib ihren Mann mehr. Wir sprechen von keinem verkünstelten und verdorbenen Weibe. Das Weib will Kinder, sie will Schirm und Sicherheit in dem Mann, sie will Ehre für sich und ihre Kinder von ihm. In einen Knaben kann sie sich für Augenblicke vergaffen und verblenden; dem Mann, den sie schätzen und ehren, von dem sie hoffen kann, er könne Vater eines frischen und tapfern Geschlechts sein, wird sie nur ihren Leib hingeben wollen. Sie wird sich ruhiger dem Manne gegenüber betrachten können, den

sie in ihr Bett nehmen will; nicht so der Mann. Denn der Mann will nur das Weib; er soll lieben nach Naturgesetz, heiß lieben, und sich so zum Weibe legen, damit freudige, fröhliche und wackere Menschen werden. Was er sonst an ihr hat und gewinnt, soll auf dieser Wage alles klein wiegen. Für ihn ist Amor der Ewigblinde, und er greift sein Loos, wie er muß. Du hörst wohl, Bruder, wir sprechen hier nicht von unserer Welt. Wenn die Beiden dann mit einander leben, des Lebens und der Freude genießen, Kinder zeugen und erziehen, so erhebt sich über den edleren Menschen ein zarter Schimmer höheren Daseins, was was ich fast himmlische Liebe nennen möchte. Diesen Schimmer des Lebens wünsche ich Dir und mir und jedem Ehrenmann, den der blinde Amor ins Brautbett geführt hat: die aber der blinde Plutus, oder noch was Schlechteres dahin führte, die Buben sollen frieren und in eifersüchtigen Krämpfen zittern.

Elfter Brief.

Nein, so war es nicht gemeint, Bruder, bewahre der Himmel! Weder ein Einsperrungs- noch Einschreckungssystem, sondern freies, natürliches Leben, wie es des geistig vollbärtigen Menschen würdig ist, wollte ich. Ich wollte nur zeigen, was immer gewesen, und von den besten und freiesten Menschen für würdig und natürlich gehalten ist. An Tugendzwang und irdische Gewalt, welche den hochgeistigen Menschen gar nicht mehr halten kann, konnte ich nicht denken wollen. Aber ich möchte das Leben gern in Eine Kraft und Eine Einfalt zusammenfließen sehen, als die einzige göttliche Tugend, welche der Sterbliche erreichen kann: und wenn ich dies verlieren könnte, so möchte ich sogleich sterben. Ich sollte das Romantische verdammen? ich,

mit

mit meiner Lebensansicht? Dann müßte ich Narr ja alles verdammen, was wir Schönstes gewesen sind, und alles, was wir dadurch wurden, und noch besitzen. Denn wo noch blühender Geist ist, wo wäre es nicht das Romantische, das uns das Schöne bringt?

Mit dem Weibe haben wir es abgeschlossen. Ihr Sinn und ihre Kraft liegt in der Jungfrau fast verschlossen. Der Mann, der ihren Leib für Geburten aufschließt, öffnet zuerst die volle Blume ihres Daseins; an ihm wird ihr Leben offenbart, an ihm bildet sich die bleibende Gestalt desselben. Ist der Mann ein Halbling, ein eitler Schwächling, oder ein verworrener Narr, so kann kein Menschenleben werden. Und weil wir meisten Männer dies sind, Schwätzer für Thäter, Empfindler für Verständige, Schmeichler für Freie, Lügner für Wahre, Gaukler für Spieler; weil wir selbst keine Tugend darstellen — wie soll sie durch uns und an uns bei Weibern sich bilden? Das steht fest, der Europäer ist zu gesellig geworden, oder er ist doch zu früh gesellig; die Geschlechter werden in den Jahren, wo sie sich wenig berühren sollten, zu viel gemischt; der Mann lebt sich als Jüngling zu sehr ab in Gesellschaft von Weibern, in ihrem Geschwätz,

ihren kleinen Zettelungen, und bunten Eitelkeiten: er verliert die stolze Würde, die feste Gestalt, wodurch er dem Weibe gefallen und gebieten soll, auch wenn ihm ein schönes Bild des Weibes ins Haus kömmt. Die Männlichkeit steht der Weiblichkeit nicht mehr als eine geschiedene Welt gegenüber, damit beide ihre Mängel erkennen, in süßer Sehnsucht zu einander wollen, und aus zwei halben Leben Ein ganzes machen. In den Jahren, wo noch kein Trieb die Geschlechter schärfer sondert, mögen sie einander im unschuldigen Kinderspiel bilden. Die Jungfrau werde mehr in die Einsamkeit des Hauses zurückgezogen; der Jüngling komme seltener unter Weiber. Die Zeit von dem funfzehnten bis fünf und zwanzigsten Jahre soll er Freunde gewinnen, und mit Männern sich für die That kräftigen. Sicherer gehe er nachher zu Frauen und Mädchen; nur daß er die Männer und Freunde nicht vergesse, auch dann nicht vergesse, wann er sein Weib heimgeführt hat; von Männern muß er holen, wodurch er das Weib erfreuen und beherrschen mag, Thatenmuth und Gedankenfülle. Da wird ihr Leben seine schöne Ergänzung. Wie sie mit ihren Worten und Werken immer nur Hinspielungen zu Gedanken und Thaten schafft, wie sie alle Kraft gern im engeren Kreise hält, alles

Geschaffene erhalten und verschönern möchte; so giebt sie durch stillen Reiz und leisen Anflug der Grazie den Gedanken des Mannes Würde und Klarheit, und heiligt seinen Thatenmuth durch Milde und Barmherzigkeit.

Ich sprach das Wort beherrschen aus. Es war das Wort für den Barbaren, dem Weibe gegenüber, es ist das Wort des gebildeten Mannes. Das Weib freut sich, das einen tapfern Herrn hat, einen festen, gescheuten, vollgestalten Mann; sie ist stolz darauf, daß sein Wille der erste ist, wo die Würde des Gesetzes behauptet, wo die Welt, der Staat und ihr Haus beschützt werden soll. Weiß sie es doch, daß sie die Erhalterin und Pflegerin des höchsten Lebens ist, daß sie den gehorsamen und liebenden Mann dann so sicher in den unsichtbaren Banden der Schönheit und Zucht hält; ist sie doch das Bild des Glückes und der Freude in der Welt, und neigt des Mannes Stärke sich doch so gern vor des Weibes Milde.

Wir sind zu weit vorwärts gegangen, wir können nicht zurück. Kann etwas uns erhalten und wieder zu menschlichen Menschen machen, so ist es die Vergeistigung des Lebens und unser

Selbst bis zu dem Punkt, wo Himmel und Erde sich berühren und der Mensch keine Jakobsleiter mehr nöthig hat, um auf- und abzusteigen. Wir müssen die Dinge mit der Würde und dem Glanz ansehen, wodurch wir uns selbst würdiger und glorreicher fühlen. Das Weib muß es in uns gewiß sein, sie muß es in ihrem innigsten, tiefsten Herzen empfinden, daß sie ein veredeltes und vergöttertes Geschöpf ist, das wir nicht bloß brauchen, um uns hauszuhalten und Kinder zu gebähren, sondern das wir aus dem reinsten Gefühl unsers Bedürfnisses an unsre beste Brust drücken, um uns mit ihr zum Menschen zu vollenden. Sie muß es innigst und allenthalben fühlen, daß der freie Geist der Welt, der jetzt waltet, sie frei gemacht hat, wo sie frei sein will und frei sein darf; sie muß es fühlen, daß wir sie nicht durch Täuschereien und Wahne halten wollen, sondern durch uns selbst und unsere Liebe uns dessen getrauen. Männlichkeit, Besonnenheit, Tapferkeit seien da, und jene ruhige Milde, die das Weib von ihrem Gemüthe auf uns übergespiegelt hat — und ihre leichte Natur wird sich an der starken halten. Was an ihr flattert und fliegt und im ewigen Spiele der Sehnsucht und Schwärmerei ist, das fasse ein höherer Geist, und tauche es in Himmelsgluth, daß es hell über dem Leben schwe-

be und zu einer ewigen, leuchtenden Begeisterung werde. Dieses Ideal, diese geistige Blüthe des Christlichromantischen umwebe die heiligen Mysterien der Geschlechter mit ewiger Jugend und Freude; so spiele anmuthiger Reiz mit sicherer Tugend. Diese Liebe meine ich, wo das Weib in dem Manne die starke und feste Gestalt einer geschlossenen Welt sieht, und wo der veredelte Mann das Zarte und Spielende im Weibe als etwas Göttliches und Ueberirdisches anbetet, was es ist. Denn können die Menschen sich jetzt nicht vergöttern, so müssen sie eines von beiden sein, dürre Gerippe, oder feiste Thiere. Sieh Du nun zu, Liebster, was Du thun willst.

Zwölfter Brief.

Ich bin so voll von Deinem letzten Briefe, lieber W., daß ich darauf nichts zu schreiben weiß, so kömmst Du mir mit Deiner fröhlichen und muthwilligen Laune entgegen, und giebst mir bei reichem Scherz so reiche Gaben Deines Herzens. Und Dein plötzliches Fortschießen aus Deinem ganzen Leben und allen Deinen Verhältnissen? Wir haben oft davon gesprochen, und es hätte mir nicht unerwartet sein sollen. Aber wenn es da ist, kömmt uns so vieles unerwartet, was, wenn man bloß davon spricht und davon denkt, gar leicht scheint. Dein Haus also verkauft? — wie wird der alte Großvater kopfschüttelnd rundwandeln, wenn er mal aus der Geisterwelt heraufkömmt, sich umzusehen, wo er einst so gerührig war! — Deine Schiffsparten

losgeschlagen? alles zerrissen und zersprengt? und so über das Meer hinaus? und die Einladung an mich, über die Wellen mit Dir an die Themse zu fliegen und die stolzen Britten zu betrachten? Wäre ich frei und hätte hier nichts zu thun, wer weiß, was ich thäte; aber ich bin fest, und es ist jetzt die Zeit nicht, die Bande, die einen halten, muthwillig zu zerreissen, und nur so mit dem lieben Zufall und der leichten Fortuna hinzufliegen. Wie die Dinge stehen, kann die Weltweite einem ehrlichen Mann wahrlich sehr eng werden, wie unendlich ich sie mir auch immer fassen mag. Auch möchte es mit dem Golde, ohne welches man in London nichts werth ist, nicht eben so vollklingend sein; doch dazu würdest Du wohl Anstalt machen. Und was soll ich des Umherfliegens und Wanderns noch mehr? Man sollte sich doch wohl zuletzt hinsetzen und was Tüchtiges thun und machen: sterbliche Kinder, die vielen Erschlagenen zu ersetzen, und unsterbliche, glänzende — o Bruder, wie süß! aber wie wenigen blühet dieser Kranz! Das Leben ist so kurz, und diese Zeit macht die Haare eher grau, als diejenige, wo unsre Väter sich mit unsern Müttern erfreuten. Und sprich, was sollte ich bei den Britten, den stolzen, stummen und verschlossenen Menschen, ich, der gegen solche

alles dies sogleich dreidoppelt bin? Zuweilen ist es mir, als wäre das Volk mir eben so zuwider, als die Franzosen. Sie äffen sich und uns andere, und geben zu allem Schlechten, was geschieht, wenigstens schlechte Vorwände. Mit Dir ist es ganz anders; Du kannst Schädel besehen und Narrenköpfe betasten, und allenfalls einige französische Kugeln aus angesetzten Rostbeefklumpen ausschneiden. Aber wer nichts zu thun hat, als unter einem Volke leben und sich herumtreiben, der muß in andern Zeiten reisen, oder mit fröhlicherem Herzen. Mein Herz ist freilich immer noch frisch und kühn, aber warum es lustig schlagen sollte, weiß ich wahrlich nicht. So von allem Liebsten getrennt sein, alle besten Hoffnungen seines Volkes aufgeben, und sich mit einer Zukunft trösten müssen, die meine Augen vielleicht nicht sehen, das könnte wohl klein oder knechtisch machen, wie die meisten Menschen sind. Das darf ich nun freilich nicht; eher tausendmal den Tod! So hat mich meine Mutter gebohren, so haben Menschen wie Du mich geliebt.

Und Du nennst meine Ehe zu poetisch, und meinest, davor werde die Welt wohl ein Kreuz machen. Schlimm genug, Bruder; aber was soll die Ehe sein, wenn sie keine Poesie ist? oder

wo in der Welt kann so viel Poesie sein, wenn man sich das Paradies rein erhält? Dies nimm im Ernst und Scherz, wie Du willst; es ist beides. Ueber alle Dinge sprechen wir beide verschieden; aber wenn wir uns in den Stern des Auges sehen, meinen wir sie gleich; und das eben ist das Schöne, wenn Männer mit einander sprechen. Durch Deine Leiblichkeit willst Du die Weiber halten, durch sie, und durch sie allein? Du Schelm! Freilich wo die Leiblichkeit fehlt, steht die Geistigkeit schlecht. Aber darf man auf einem so gefährlichen Grund sein Leben bauen? Da ist es wahrlich besser, sich nur so leiblich los zu halten, wie die meisten Männer jetzt bedenklich thun; dann hat man endlich doch nur die Quaal seiner eignen Langenweile, und kann, so lange es kleckt, es mit neuer Leiblichkeit versuchen. Mit der herrlichsten Leiblichkeit, auch wenn man sie wunderschön denkt, ist es in einer geistigen Zeit bald aus, Runzeln kommen, die Haare werden grau, die Triebe matt. Wenn nicht ein leuchtendes Bild über dem Leben und im Herzen steht und durch unsterbliche Geistesjugend Erfrischung und Belebung giebt, wie soll man sich retten? Soll Tithonus Klage beginnen, daß Jugend und Liebe schön und vergänglich sind? soll man sich schmeicheln und vorlü-

gen, daß noch ist, was beide fühlen, daß es vergangen ist? O Heuchelei und Elend, wie hasse ich dich! Aber wer will Dir und Deinem Weibe jenes nehmen, wenn Ihr es besessen habt, jenes, das ich Dir nicht weiter nennen will, wenn Du es nicht glauben willst?

— — Du kömmst mir für die geistige Vergötterung des Menschen mit der Vergötterung des Leibes und des bloßen äußeren Lebens, und mahlst mir das Bild so üppig und schwellend, die Kraft so frisch, und den Genuß so unvergänglich, daß ich es mit seiner vollen Farbengluth mehr als einmal an mein Herz gehalten und dieses habe wärmer schlagen fühlen. Schon oben haben wir davon gesprochen, was Ideal der That und waidliches Leben Männern bedeuten solle. Aber unser christliches Zeitalter, Freund, und diese Zeit in dem Zeitalter? wo soll das Herrliche sich befestigen, und wo die Jugend blühen unter der Verwesung rings umher? Nur im Geist ist jetzt Rettung, auch für den nur, der den Leib für ewigen Genuß und unendliche That ausgerüstet hat. Die Vergötterung des Leibes, wie die Alten sie hatten, ist mit ihrem Leben dahin. Fast möchte ich sagen, nie wird Bildhauerei wieder blühen, wie zu Skopas und

Phidias Zeit; die Glorie der Alcibiaden und Lais, wenn sie so war, wie Du sie glühend meinest, wird nicht wieder auferstehen. Aber geistiger Liebesreiz, Himmelsglanz, ausgegossen auf irdischen Genuß — es ist das Unvergängliche in dem Vergänglichen.

So ziehe denn hin, mein Liebster, frischester Freund, und drücke die Welt noch einmal warm an Dein Herz. Du wirst nicht finden, was Du so rastlos suchst, wirst es nicht finden, wo Du es suchst; Du wirst an den Fremden nur sehen, was Dir hier mißfällt, eben die Nichtigkeit und Eitelkeit, eben den schläfrigen Genuß und die ewige Jagd nach Vergnügen, eben die faule Thätigkeit und thätige Faulenzerei. Dann weine eine Thräne, und brich Deinen eignen Schatz an, und schwelge davon, bis das letzte Licht erlischt: dann auf zu den Göttern! Setze alle Flügel des Herzens an, und laß sie Dich lustig in die Weite tragen. Der Mann muß die Thorheit sehen und genießen bis zur Vollendung, damit er sich der Weisheit freue. Wir werden Dich wieder haben, Dein deutsches Herz, was Du es auch schiltst, wird es nirgends aushalten, als bei uns. Dann — o möchten wir auf den Trümmern der Welt und des Vaterlandes uns

wieder umhalsen und gemeinschaftlich eines tüchtigen Lebens genießen! Viele Flitter und Erbärmlichkeiten wird der Krieg wegspülen, und die Noth wird neuen Armen Bahn machen. Dann laß uns gerüstet sein und arbeiten. Wir können das Morgenroth eines besseren Geschlechtes noch anbrechen sehen. Schwellet, Winde meines Glückes und meiner Hoffnungen, und traget ihn mit! Lebe wohl!

---

s. Leben Fibels von [illegible] pg. 258.

DATE DUE

